

BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Bydgoszczy

P 0456 II.

Die evangelische Diaspora

18. Jahrgang, Heft 4



Leipzig, Juli 1936

Zeitschrift des Gustav Adolf-Vereins
Begründet 1919 von Franz Rendtorff
Herausgegeben von Bruno Geißler



Die evangelische Diaspora

Zeitschrift des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung.
Die Zeitschrift dient zugleich als das amtliche Organ der Deutschen
Evangelischen Kirche für ihre Diasporapflege und als Verbands-
blatt des Reichsverbandes deutscher evangelischer Auslandarbeit

Inhalt des Juliheftes 1936

Nationaler Säkularismus und Volkstumskirche. Von Pfarrer D. Gerhard May-Cilli (Celje), Jugoslawien	233
Die Verbundenheit des Diasporapfarrers mit dem deutschen theologischen Leben. Von Pfarrer Bernhard Bornikael- Belgrad	238
Ferien-Erlebnisse in Bosnien (25 Jahre Schußberger Kirche). Von Pfarrer Ernst Naef-Röln (Rhein)	254
Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva) und die evangelische Gemeinde zu Bukarest. Von Pfarrer Hans Petri-Bukarest	272
Auslanddiaspora und Familiengeschichte. Von Dr. Alfred Lattermann-Posen	281
Die Anfänge volksgemeinlicher Diasporaarbeit unter den evan- gelischen Deutschen in Nordbrasilien (Bahia, Pernambuco u. a. Orten). Von Pfarrer i. R. Otto Arnold-Mugsburg	289
Literatur	301
Chronik (Saarland / Österreich / Litauen / Posen / Polen / Ungarn / Sarajewo / Schußberg / Belgrad / Cilli / Südwestafrika)	303
Ausssprache (Wort und Wörter)	309
Blick in die Zeitschriften	310

Erscheinungsweise und Bezugsbedingungen:

Erscheint zweimonatlich. - Bezugspreis jährlich 7.20 RM.

Zuschriften ausschließlich an die Geschäftsstelle der Zeitschrift:

Leipzig C 1, Hindenburgstr. 4, Fernruf 286 63, Postfach: Leipzig 61387



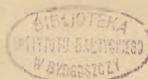
12691

Nationaler Säkularismus und Volkstumskirche

Von GERHARD MAY=Celje (Jugoslawien)

Wer die Geschichte des Auslandsdeutschtums einigermaßen kennt, der weiß, wie aus der vielfachen Verbundenheit von Kirche und Volk beide Kraft und Lebendigkeit geschöpft haben. Er weiß um die völkische Bedeutung der Kirche, die für jeden sichtbar aufgezeigt werden kann: wie die Kirche zur Schutzform des volkhafsten und des völkischen Lebens gerade dort wird, wo es vom Fremdvolk und vom fremdvölkischen Staate bedroht ist, wie die Kirche etwa der Siebenbürger Sachsen die ganze Kulturrüstung ihrer Volksgruppe jahrhundertlang trägt und pflegt, weil keine andre Stelle rechtlich und tatsächlich dazu imstande ist. Darf die Kirche Volkstumsarbeit tun? fragen kirchlich besorgte Gemüter. Die Antwort muß lauten: weil die Volkstumserhaltung die Voraussetzung für die Existenz der Volkstumskirche ist, darum muß die Kirche dort, wo es keine andre Stelle tut, Volkstumspflege treiben. Denn sie ist eine kirchenerhaltende Notwendigkeit. Aber man muß sich klar darüber sein, daß sie nicht das eigentliche, sondern nur ein uneigentliches Werk der Kirche ist, das freilich im Ausland oft unumgänglich nötig ist. Und weiters: mag auch die Art und Weise kirchlicher Volkstumspflege weithin mit der säkularen Volkstumsarbeit übereinstimmen, so tut es die Kirche leßtlich aus andern Motiven und zu einem andern Ziele. Ihre Motive sind seelsorgerliche. Ihr Ziel ist Kirche zu bauen, und zwar um es noch deutlicher zu sagen: nicht ein nationales Kirchenwesen, sondern Kirche Christi in einem bestimmten Volk an einer bestimmten Stelle dieser Welt.

Die geschichtlich gegebene und vielfach erprobte Verbindung von Volkstum und Kirche in den sogenannten Volkstumskirchen des Auslandes hatte stets Gegner und Verächter. Wir sehen hier ab von den Bedrohungen, die etwa von seiten des Fremdvolktes oder des Staates erwachsen können. Auch innerhalb der Volksgruppe oder der Kirche haben manche diese Verbindung bewußt bekämpft oder unbewußt unterhöhlt. Es gibt eine echte und eine unechte Verbindung von Kirche und Volkstum. Und es ist recht und notwendig, daß jede unechte Verbindung gelöst werde, denn sie ist von Schaden für beide Teile. Eine unechte Verbindung ist es, wenn ein Volkstum kirchlich gegängelt und in den Dienst einer politischen Konfession oder politisierten Kirche gestellt wird. Eine unechte Verbindung ist es aber ebenso, wenn die Kirche zum Bannerträger und Werkzeug eines Nationalismus wird, wie z. B. in der tschechischen Nationalkirche, um ein schon geschicht-



Dankmal 10/10 20-

liches Beispiel zu nennen. Der Gefahr unechter Verbindungen darf man aber nicht mit einer falschen Lösung begegnen wollen. Eine falsche Trennung ist die Privatisierung des Christentums: man zieht es aus dem öffentlichen Bereich zurück und befreit es scheinbar von der öffentlichen Verantwortlichkeit. Diese Entlastung ist eine Entleerung. Die christliche Botschaft und das kirchliche Leben hat es mit viel mehr zu tun als mit der Pflege des Innenlebens privater Einzelpersonen; dieses Verantwortungsbewußtsein unterscheidet gerade in der Auslandsdiaspora die Kirche von der Sekte. Die echte Verbindung von Kirche und Volk hat zur Voraussetzung, daß die Kirche ganz Kirche sei. Die Kirche aber schwebt nicht im zeitlosen Raum der Idee als übergeschichtliches und überwölkisches Wesen, sondern sie geht — gleich dem Menschensohn — ein in die Völker und ihre Geschichte. Sie hat die Botschaft von der Wiederherstellung der zerstörten Schöpfung zu künden, und zwar nicht abstrakt und allgemein, sondern ganz konkret dort, wo jeweils zerstörte Schöpfung als Not zutage tritt. Auf Grund ihrer geschichtlichen Zuordnung zu einem Volk und Land muß sich die Kirche ihrer christlichen Verantwortung für diese bestimmte Volksgruppe ständig bewußt bleiben. Und sie wird wissen, daß die Verwüstung und der Zerfall der schöpfungsmäßig-geschichtlichen Gestalten des Lebens der christlichen Verkündigung und der Bildung christlichen Gemeinschaftslebens feindselige Widerstände entgegensetzen. Wo das Familienleben, das „Bauerntum von guter Art“ (Riehl), das volkhafte Gemeinschaftsleben durch wirtschaftliche, soziale, nationale, politische Strukturverschiebungen der Auflösung anheimfällt, dort beginnt zwangsläufig auch eine Krise der Kirche. Wer nun — und diese Versuchung liegt immer nahe —, um äußeren Schwierigkeiten zu entgehen, an diesem Punkte der Entwicklung die christliche Botschaft vergeistigt, individualisiert, der konkreten Bezogenheit auf das tatsächliche Leben und seine Forderungen beraubt, der nimmt ihm nicht nur seine Lebensfülle und seine praktische Wahrheit, sondern er macht auch den Aufbau echter Kirche, echter Gemeinde als leibhafter Wirklichkeit unmöglich.

* * *

Heute wird noch von einer andern Seite her und zwar mit einem grundsätzlichen Radikalismus das Verhältnis von Kirche und Volk in Frage gestellt, von seiten des nationalen Säkularismus her. Wir verstehen darunter viel mehr als die neuheidnische Propaganda, die nationalistischen Kunstreligionen eines Hauer und Genossen, mehr als die religiösen Gedanken des Mythos oder der Mathilde Ludendorff, die im Außendeutschtum bisher nur gewisse Randschichten erfaßt haben. Die alle sind Symptome, aber keinesfalls das Wesentliche der viel umfassenderen Erscheinung der völkischen Diesseitsgläubigkeit. Das Wesentliche tritt klarer zutage etwa in dem religiösen Nihilismus, der weite Kreise Osterreichs, selbst des bisher streng katholischen alpenländischen Bauernvolkes unter dem Eindruck des völkischen Erlebens und der Gegenwirkungen erfaßt hat und wo an die Stelle christlicher Gläubig-

keit einerseits die Ablehnung jeder Kirche, andererseits ein unbedingtes völkisches Ethos getreten ist. Man kann ernstlich daran zweifeln, ob sich diese Kreise jemals für den Protestantismus innerlich gewinnen lassen. Gleichlaufende Erscheinungen gehen heute durch alle außendeutschen Gebiete. Verschiedene Arten von außer- und nebenchristlicher Religiosität und Stimmungsförmigkeit, wie sie den liberalen Gebildeten und Halbgebildeten kennzeichnen, alle Richtungen der Aufklärung, Freidenkertum, Monismus, ethischer Religionsersatz, religiöse Gleichgültigkeit, Kirchenfeindschaft u. dgl. m., aber auch Sehnsucht nach Gemeinschaft, nach innerer Bindung und überzeugender Sinngebung des Lebens finden sich heute plötzlich unter dem völkischen Vorzeichen zusammen.

Wir verstehen unter nationalem Säkularismus die Verabsolutierung des Volkstums mit ihren Folgen für Glaube und Kirche. Das Volkstgefühl ist mit elementarer Wucht erwacht. Das Volkstum ist zum stärksten und erschütterndsten Erlebnis geworden. Darum, so schließt man, ist es der höchste Wert. Von ihm aus erfolgt die Gliederung und Stufung der neuen Weltanschau. Alles wird auf das Volk hin ausgerichtet und an dem Nutzen und Nachteil für das Volk gemessen. — Merkwürdigerweise verfällt man dabei bei der Beurteilung von Religion und Kirche in den entscheidenden Fehler des (auf politischem Gebiet überwundenen) Liberalismus: man erklärt sie zur Privatsache, d. h. als belanglos für das öffentliche Leben. Und man zieht daraus sofort praktische Folgerungen und fordert etwa: der Kirche steht es nicht mehr zu, Volkstumsarbeit zu treiben; das Schulwesen muß aus der kirchlichen Betreuung gelöst, die Jugendarbeit muß entkirchlicht, die verschiedenen Gemeinschaftsgebilde und Lebensformen ihres noch kirchlichen Charakters entkleidet werden usw. Mit diesen Fragen haben heute alle volksdeutschen Kirchen zu ringen. Sie stammen nicht nur aus einem allgemeinen Gesinnungswandel, sondern in ihrer besonderen Zuspitzung auch aus der binnendeutschen Entwicklung. Aber sie treffen im Ausland auf völlig verschiedene staatspolitische Voraussetzungen.

Die Beweggründe sind klar. Die Kirche, die religiösen und konfessionellen Meinungen, so sagt man, gefährden die Volkseinheit. Darum sind sie Angelegenheit des einzelnen und haben im öffentlichen Bereich des Volkslebens nichts zu suchen. Man anerkennt, daß die Kirche bisher weithin Schutzform und Träger des völkischen Lebens war. Aber man ist so stark durchdrungen vom Gefühl des Umbruchs, daß man das Bedürfnis hat, sich in seinem Neuheits- und Kontrastbewußtsein schärfstens gegen die ganze „Vergangenheit“ (die noch lebendig wirkend unter uns steht) abzuheben. Darum setzt man sich so heftig ab gegen alle bisherigen Träger des völkischen Lebens — und dazu gehört auch die Kirche. Man beansprucht Totalität: da kann man in der Führung und Betreuung des Volkes gerade der Kirche keinen Anteil zugestehen. Wir verstehen die Haltung durchaus gegenüber dem theoretischen Ausschließlichkeitsstandpunkt und gegenüber der praktischen Gefahr des politischen Katholizismus im Außendeutschtum. Aber tritt nicht

zugleich eine merkwürdige Unkenntnis dessen, was evangelische Kirche ist, entscheidend zutage? Man sagt: Kirche ist Kirche und Pfaff ist Pfaff. Man sieht auch die evangelische Kirche in der gleichen Ebene mit dem politischen Katholizismus. Man hält die evangelische Kirche für das, was sie nach Luther eben nicht sein will und sein kann: für eine Rechtsinstitution, eine Machtveranstaltung im Reiche dieser Welt, für ein politisches Gegengebilde gegen Staat und Volk. Weil man die Dinge so sieht, darum beansprucht man in allen völkischen Belangen Totalität und verweist die Kirche aus diesem Bereich.

Aber die eigentliche Ursache liegt tiefer als diese Beweggründe. Sie liegt nicht im Völkischen, sondern im Säkularismus. Eine unantastbare, zu jedem Opfer und jeder Tat bereite völkische Gesinnung kann, wie tausendfach erhärtet ist, mit dem christlichen Glauben durchaus zusammen bestehen. Es besteht kein Grund, vom Völkischen her die Kirche in den Winkel zu verweisen. Die Ursache dazu liegt im Säkularismus, der Diesseitiggläubigkeit, der Loslösung des Weltbildes, nein des Menschen selbst vom Gottesglauben. Und hier ist grundsätzlich kein Unterschied, ob dieser Säkularismus international-humanistisch, materialistisch, idealistisch oder nationalistisch auftritt. Dieser Säkularismus ist bezeichnenderweise Weltanschauung, er ist nichts als „Welt“-Anschauung, sieht also nichts als die eine Dimension des Weltlich-Irdischen, sieht sie und erklärt diesen Teil für das Ganze. Wie kann er wissen, was Kirche ist und um was es in der Kirche geht? „Darum kennt euch die Welt nicht, denn sie kennt Ihn nicht“ (1. Joh. 1, 3), das ist der Schlüssel zu allen säkularen Mißverständnissen von Glaube und Kirche. Der Säkularismus weiß nichts von Offenbarung. Darum hält der völkische Säkularismus Religion und Kirche für eine Funktion des Volkstums. Darum weiß er nichts davon, daß die Kirche aus einer andern Dimension stammt und in eine andre Dimension reicht als das Volk. Der gänzlich säkulare Mensch lebt nur in der einen Dimension. Er verschließt sich entschlossen der Wahrheit, daß es noch mehr gibt als diese Welt und daß vielleicht gerade das Entscheidende nicht von dieser Welt ist. Er sieht im Glauben einen „ideologischen Überbau“, der das Privatvergnügen einzelner ist, aber ebensogut fortbleiben kann, ohne an der Wirklichkeit etwas zu ändern. Zwangsläufig kann er die Kirche nur in der Ebene der soziologischen, gesellschaftlichen, politischen Erscheinungen sehen. Und wenn sein Säkularismus der völkische ist, dann muß er, wieder zwangsläufig, die Kirche mit ihrem ganz andersartigen Totalitätsanspruch (nämlich dem Totalitätsanspruch des göttlichen Errettungswillens gegenüber der Totalität der Sünde!) völlig mißverstehen und sie als Konkurrenz oder gar als politisches Gegengebilde zum Volk sehen. Der völkische Säkularismus wird mit innerer Notwendigkeit die Kirche auch dort mißtrauisch betrachten, wo die Kirche anerkannter Weise Volkstumsarbeit wertvollster Art leistet, mißtrauisch deshalb, weil ihre Motive und Ziele zugestandenermaßen nicht rein völkisch sind und nicht rein völkisch sein dürfen.

* * *

Die Bedeutung des völkischen Erlebens unserer Tage im Außendeutschtum liegt darin, daß zum erstenmal seit den Tagen der Reformation wieder das gesamte Außendeutschtum von einem einheitlichen Lebensstrom getragen, von einem einheitlichen Schicksal erfaßt und von einem einheitlichen Geschichtsbewußtsein erfüllt wird. Das letzte einheitliche Erleben von vergleichbarer Tiefe und geschichtlicher Bedeutung war die Reformation.

Die Verbindung des völkischen Erlebens mit dem Säkularismus, der weithin ein Kind der Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts ist, bedroht die seit der Reformation geltende (echte und unechte) Verbindung von Volkstum und Kirche im Außendeutschtum. Damit bricht für die außendeutschen Kirchen eine neue Stunde an. Die Kirche wird voraussichtlich weite Arbeitsgebiete und damit viel äußeren Einfluß verlieren. Alle, die die Kirche nur nach ihrer nationalen Bedeutung kennen und schätzen, werden sie geringschätzen.

Aber machen wir es uns noch einmal klar: der nationale Säkularismus bestreitet die Kirche nicht, weil er national ist, sondern weil er Säkularismus ist. Aber weil er als völkische Weltanschauung primär politisch ausgerichtet ist, darum bestreitet er die öffentliche Bedeutung von Kirche und Glaube und erklärt sie, ohne sie politisch zu neutralisieren, für privat. Mit seiner politischen Bekämpfung der Kirche hat er so weit recht, als manche in ihr Unterschlupf suchen, um von dort aus Widerstand gegen die völkische Erneuerung zu leisten; er hat so weit recht, als die Kirche zu politischen Zwecken gebraucht oder mißbraucht wird, er hat recht, wenn die Kirche eine Ausweichstelle gegen politische Verantwortung und Entscheidung wird. Aber er hat unrecht, soweit die Kirche wirklich Kirche ist, und er hat vor allem unrecht, soweit die Kirche Kirche in letzter Verantwortung für das Volk ist. Er hat unter Umständen auch politisch unrecht; denn es können Zeiten kommen, wo man wieder die Kirche als letzte Zuflucht des unterdrückten Volkstums brauchen wird oder will, und sie wird nach einer solchen Behandlung dann nicht mehr dazu taugen: der Herbergsstaat wird ihr eine völkisch-kulturelle Betätigung über den allerschmalsten religiösen Rahmen hinaus nicht mehr zugestehen; sie selbst wird dazu nicht mehr fähig sein; das Volk wird nach einer Zeit der Verächtlichmachung sie nicht mehr als Autorität in völkischen Dingen anerkennen. Wer aber wird davon den größeren Schaden haben? Nicht die Kirche!

Die Kirche könnte scheinbar nur einverstanden damit sein, daß man ihr die Last des „uneigentlichen Werkes“, d. h. der Volkstumspflege, abnimmt, so daß sie sich ihrem eigentlichen Werke um so mehr zuwenden kann. Aber eben jene liberalistische Lösung „Religion sei Privatsache“ macht es ihr unmöglich, Kirche, Kirche in volkhafter Gestalt, Volkskirche zu sein.

Und darum kann die Kirche solches nicht unwidersprochen über sich ergehen lassen. Sie darf es in doppelter Hinsicht nicht hinnehmen: einmal in ihrer Verantwortlichkeit als Kirche, zum andern in ihrer Verantwortlichkeit für das Volk.

Zum ersten. Sie darf sich nicht mit der zugewiesenen Winkelstellung begnügen. Sie darf sich auch nicht vergrämen lassen und selbst in den Winkel treten, auch wenn es menschlich durchaus verständlich wäre. Damit hört sie auf, Kirche zu sein, und wird Sekte. Der eigentliche Nutznießer eines protestantischen Kirchenzerfalls aber würde nicht etwa das Neuheidentum, sondern der Katholizismus sein. Man denke nur einmal recht aufmerksam an die politische Macht des Katholizismus außerhalb des Deutschen Reiches und an die staatliche Förderung, die er wieder in steigendem Maße genießt. Die Kirche darf sich nicht in einer pseudo-urchristlichen Desinteressiertheit und falschen Apokalyptik von Volk und Staat zurückziehen. Sie muß wissen, daß sie als evangelische Kirche immer in Missionsverpflichtung dem „großen Haufen“, d. h. dem Volk zugeordnet bleibt. Die evangelische Kirche bleibt für das Volk verantwortlich, auch dort, wo das Volk ihren Dienst nicht haben will.

Zum andern. Wir glauben, daß auch um des inneren Bestandes unseres Volkes willen die Kirche ihre öffentliche Stellung im Volksleben behalten muß. Um die Kirche Jesu Christi braucht uns nicht bange zu sein, selbst wenn unsere Volkskirche zerbrechen sollte. Aber bange sein muß uns um die Volksgruppe, deren Kirche zerbricht. Denn die Krise der Kirche ist immer eine Krise des Volkstums. Das weiß der Säkularismus nicht. Auch ein Volk lebt letztlich nicht aus sich selbst, sondern davon, daß ihm Gott täglich und reichlich seine Sünden vergibt. Und wie und wo das geschieht, auch das weiß der Säkularismus nicht.

Das ist die schwierige Lage und Aufgabe der Kirche gegenüber dem völkischen Säkularismus: sie muß es merken lassen, daß ihr Kampf, als Kampf der Kirche Jesu Christi, eindeutig und mit grundsätzlicher Schärfe dem Säkularismus gilt, und daß sie zugleich, als Volkskirche, trotz aller Bezweifelungen und Versuchungen dem Volke in Liebe, Dienst und letzter Verantwortlichkeit verbunden bleibt.

Die Verbundenheit des Diasporapfarrers mit dem deutschen theologischen Leben

Von BERNHARD BORNIKOEL=Belgrad

I. Der Studiengang

„Das Streben protestantischer Theologen war von alters her darauf gerichtet, draußen „im Reich“ ihre Studien zu vollenden, sozusagen an dem Borne evangelischer Gottesgelahrtheit sich für ihren Lebensberuf würdig vorzubereiten. Es galt das besonders von den Protestanten U. B. in Ungarn. Damals sah man darin keine Staatsgefährlichkeit . . . Man wußte, daß der Besuch der ausländischen Hochschulen in der Tat erforderlich war, damit das Seel-sorgeamt bei den Protestanten auf der Höhe seiner Aufgabe sich erhalte.“

Mit diesen Sätzen begründet der Verfasser einer im Jahre 1885 im Feuilleton der Semliner Zeitung, also an der österreichisch-ungarischen und serbischen Grenze, erschienenen biographischen Skizze die innige Verbundenheit seines Helden mit deutschem theologischem Leben¹⁾. Andreas Weber, der künftige hochverdiente Pfarrer der großen deutschen lutherischen Ortschaft Neu Pazua, durfte zunächst nicht nach Deutschland. Es war die Zeit der Karlsbader Beschlüsse (1819), und wegen der Gefahr revolutionärer Betätigung war das Studium an ausländischen Universitäten verboten. Die 1821 gegründete evangelisch-theologische Fakultät an der Universität Wien (sie wurde 1921 in den Verband der Universitäten aufgenommen), sollte den jungen evangelischen Theologen Ersatz bieten. So absolviert auch Weber dort das theologische Studium; „nun wollte er aber“, so fährt der Bericht fort, „hinaus ins Reich, zur Fortsetzung seiner Studien“. Deutlich genug geht aus der zwielfachen Erwähnung Deutschlands als theologischer Heimat durch den Biographen Webers hervor, wie man schon vor 50 Jahren in der ehemaligen Doppelmonarchie bei aufrechter evangelischer und deutscher Gesinnung über diese Frage dachte! — Webers Haltung stand auch nicht vereinzelt da im Auslandsdeutschtum jener Zeit. Noch lebte man rings an den Grenzen des deutschen Sprachgebietes, ja bis weit in fremdes Land hinein, wie selbstverständlich in festem Zusammenhang mit dem Mutterland der Reformation. Das Deutschtum im ehemaligen Südungarn ist ja noch ein verhältnismäßig junges: 1934 erst hat die Gemeinde Torzsa als älteste evangelische Gemeinde ihr 150 jähriges Bestehen gefeiert.

Den gleich lebendigen Zug zum Mutterland weist auch das viel ältere Baltentum auf. Dort hatte sich die innere Stärke des baltischen Deutschtums in Dorpat eine eigene deutsche Universität (gegründet 1632 durch Gustav Adolf) mit dem Zentrum in der evangelisch-theologischen Fakultät geschaffen, deren Aufrichtung bzw. Neubegründung die livländische Ritterschaft sich zweimal von fremden Oberherren ausbedungen hatte. Beachtenswert ist, daß in Dorpat das einheimische Luthertum in Gemeinschaft mit Theologen aus Deutschland die Dozentenschaft der evangelisch-theologischen Fakultät stellte. So wenigstens war es in der großen Zeit der Universität, bevor im Jahre 1890 die tief einschneidende dritte Etappe der Russifizierung die Berufung ausländischer Lehrkräfte unmöglich machte. Von Dorpat aus konnte ganz Rußland bis hin zum Stillen Ozean mit Pfarrern versorgt werden. Welch ein Ausblick für den theologischen Lehrer dieser einzigartigen Fakultät im alten Rußland, daß seine Worte über Jahrzehnte hin Pfarrer und Gemeinden prägen werden, bis sie endlich heute in der Verfolgungszeit in Sowjetrußland durch das Blutzugentum nach 1. Kor. 3 auf die Waagschale gelegt werden: Gold oder Stoppeln?!²⁾

1) „Ein ganzer Mann in seiner Zeit.“ Biographische Skizze von Sopron. Semliner Zeitung, Juni 1885. 11 Folgen.

2) Gruehn: Artikel „Dorpat II. Universität“. R. G. G. I, 2. A. Sp. 1989 ff.

Viel verwickelter durch die politischen Verhältnisse und trotzdem noch ein Zeugnis für die Zusammengehörigkeit auch umstrittener Grenzgebiete mit deutscher Theologie ist die Geschichte der Straßburger theologischen Fakultät vor 1870, in ihrer ersten französischen Zeit. Wenn auch das Tempo der theologischen Entwicklung hinter dem von Deutschland merklich zurückblieb, vor allem der alte Rationalismus sich viel zäher als im Reich zu halten vermochte, so konnte man sich damals theologische Arbeit ohne Fühlung mit deutscher Theologie einfach nicht denken. Weder Paris noch Montabaur noch Genf haben Straßburgs geistige Linie bestimmen können, vielmehr „gab Straßburg dem Protestantismus der romanischen Welt zwar sehr viel, ließ sich aber wenig von ihm geben“. Die Straßburger theologische Fakultät war vor 1870 „Brücke . . . vom deutschen Protestantismus hinüber zum französischen“. Der Präsident des Oberkonsistoriums, Braun, hatte 1851 daran erinnert, „daß die Quellen der theologischen protestantischen Wissenschaft in Deutschland sind“. Sogar ein A. Sabatier, einer der ganz klar französisch eingestellten Straßburger Dozenten, der dann 1872 in die neuerrichtete deutsche Universität nicht mit übertrat, hatte doch in Basel, Tübingen und Heidelberg seine Theologie vertieft, so daß, „was in Straßburg an deutscher Theologie gelehrt wurde, vielfach zuvor durch persönliche Berührung mit den Führern deutscher theologischer Wissenschaft in den Herzen der Lehrer besonders lebendig geworden“ ist. Die neue evangelische Kirchengeschichte Elsaß-Lothringens zwischen 1870 und 1918, der ich diese Hinweise entnehme, gibt auch für die voraufgehende, uns hier besonders interessierende Epoche unter französischer Herrschaft kurz wichtige Auskünfte¹⁾.

Anderere deutsche Grenzgebiete mit protestantischer Bevölkerung mußten, vorwiegend zu ihrem Vorteil, eine eigene Universität mit theologischer Fakultät entbehren. So die seit Versailles vom Mutterlande abgetrennten Gebiete, wie Posen-Westpreußen und Nordschleswig, wobei man in verschiedener Weise eine erträgliche Regelung zu finden suchte. Siebenbürgen aber gewährt als Land sehr alter Erfahrungen den besten Einblick. Dort war es seit den Tagen des Konterus überhaupt keine besondere Frage mehr, ob seine jungen Theologen nach Deutschland zum Studium gehen sollten; ein Umstand, der zusammen mit der eigenartigen bis heute erhaltenen Kirchlichkeit des gesamten Schulwesens wesentlich zu der tiefen Verwurzelung des siebenbürgischen Volkstums in deutscher protestantischer Tradition beigetragen hat. Zwar fehlte es nicht an Einschränkungen dieses in den „Approbaten und Kompilaten“ festgelegten Rechts auf das Auslandsstudium. Als aber Habsburg 1764 das Studium im keizerischen oder gar freigeistig-antimonarchischen Deutschland überhaupt verbot, verbanden sich die reformierte und die evangelische Kirche zu „einer von schwerem Ernst getragenen Vorstellung vom 11. Oktober 1764 . . .“, es verstoße solches Gebot gegen die vaterländischen

¹⁾ Otto Michaelis: Grenzlandkirche. Eine evangelische Kirchengeschichte Elsaß-Lothringens 1870—1918. Lichtweg-Verlag Essen 1934, 192 Seiten; vgl. S. 59 und S. 11.

Gesetze, es sei gegen den Vorteil des Vaterlandes, das dadurch wieder in dunkle Barbarei zurückfallen müsse“. Doch erst 1771 erreichte man eine Milderung jenes Verbots. Den ebenfalls um jene Zeit, nicht nur von Maria Theresia, sondern auch von siebenbürgischen Führern, wie dem evangelischen Bischof Haner und Bruckenthal ernstlich erwogenen Gedanken einer Universität in Siebenbürgen selber gab man protestantischerseits mit infolge der Überlegung wieder auf, „daß die Errichtung einer protestantischen Hochschule im Lande den Besuch der deutschen Hochschulen wesentlich erschweren, wenn nicht unmöglich machen mußte¹⁾“.

In der Folgezeit ist in fast allen Randgebieten evangelischen Deutschtums eine merkliche Lockerung der ursprünglichen Verbindung mit dem deutschen theologischen Leben zu beobachten. Andreas Weber mag nochmals als Beispiel dienen. Man sah es ungern, ja mit ausgesprochenem Mißtrauen, daß Weber in Leipzig und Halle zwar nicht inkribiert gewesen war, aber doch längere Zeit Vorlesungen gehört hatte. Das ungarische Seniorat als vorgesetzte Kirchenbehörde erklärte der Gemeinde Neu-Pazua, Weber könne, obwohl er mit Stimmenmehrheit zum Pfarrer gewählt war, „aus Gründen, die der Gemeinde unbekannt bleiben müßten“, nicht als Seelsorger bestätigt werden. Der anfragenden Grenzbehörde gab man die Unkenntnis der ungarischen und slowakischen Sprache als Grund an — und dies bei einer rein deutschen Bevölkerung in seinem Seelsorgebezirk! „Der eigentliche Grund für das Verhalten von seiten des Seniorats gegenüber Weber“, fährt unser Bericht fort, „lag anderswo . . . Weber war ein Deutscher, der Bildungsgang, den er genommen, war deutsch, wie er auch die Josefinitischen Traditionen mit der Muttermilch eingesogen zu haben schien. Alles das war aber verpönt in den Kreisen, die ein Wort mitzusprechen hatten . . . Weber, der Sohn eines Einwanderers, galt ihnen, obwohl derselbe in Ungarn geboren war, als Fremder, als Eindringling . . .“ Soweit es unter Aufrechterhaltung des äußeren toleranten Scheins nur immer möglich ist, wird in jener zweiten Epoche des vorigen Jahrhunderts der Austausch des evangelischen Deutschtums in Ungarn mit der Heimat hintangehalten. Es kam dahin, daß der ungarländische junge Theologe nur an den theologischen Akademien von Eperies, Preßburg und Oedenburg noch studierte²⁾, während der Rußlanddeutsche zwar Dorpat besuchen konnte, dort aber nach den drei Etappen der Russifizierung (1843, 1887, 1890) wohl noch deutsche Unterrichtssprache, doch eine den anderen deutschen nicht mehr so fest verbundene evangelisch-theologische Fakultät vorfand. War doch nach den neuen Verordnungen der personale Austausch mit dem Reich der Fakultät verwehrt, der bis dahin ihr Stolz gewesen war. Nicht nur ein national anderer, auch ein in theologischer Hinsicht eingeschränkter Geist stand nun in Aussicht, so große Mühe sich die baltische Ritterschaft auch gab, das zu verhindern. Damit waren die Voraus-

1) Friedrich Leutsch: Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. Hermannstadt bei W. Kraft, 1907, Bd. II 1700—1815; vgl. S. 110f.

2) Vgl. die Ungarnauffäge der „Evangelischen Diaspora“, Heft 1, Januar 1936.

setzungen für ein inneres Mitgehen der nur an fremden Ausbildungsstätten vorgebildeten Pfarrer mit den wissenschaftlich theologischen und kirchengeschichtlichen Wandlungen Deutschlands in den folgenden Jahrzehnten bereits erheblich herabgesetzt.

Noch schlimmer ist es dann nach dem Kriege geworden, als die einheimischen Fakultäten durch die verschiedenen Nachfolgestaaten in deren Sinne restlos nationalisiert wurden, wie das mit Dorpat und Straßburg geschah, außerdem aber auch noch neue theologische Fakultäten nichtdeutschen Charakters entstanden, nämlich in Warschau, Raunas und Prag. Zum Vergleich seien zur Darstellung des Wechsels im Ausbildungsgange zwei Länder mit evangelischer Diaspora herangezogen, von denen mir Kongreßpolen nur durch eine Vortragsreise 1932, Jugoslawien dagegen aus meiner gegenwärtigen Arbeit bekannt ist. Von den in diesen beiden Ländern jetzt noch amtierenden evangelischen Geistlichen haben im allgemeinen studiert:

in Kongreßpolen

- a) die ältere Generation in Dorpat,
- b) die Generation der Kriegsstudenten in Deutschland,
- c) die junge Generation in Warschau (und nur vereinzelt in Deutschland).

in Jugoslawien

- a) die ältere Generation an ungarischen Akademien,
- b) die Generation der Kriegsstudenten in Ungarn und Wien,
- c) die junge Generation in Deutschland und Wien.

Zu bemerken ist dazu, daß die Theologen der unierten Kirche im ehemaligen Posen, Westpreußen und Oberschlesien die fremdsprachige Fakultät in Warschau mit verschwindenden Ausnahmen nicht besuchen, sondern daß die Kirchenbehörden als Inlandsausgleich für das an reichsdeutschen Universitäten durchgeführte Theologiestudium ihre Kandidaten zu einem mehrsemestrigen Besuch des Theologischen Seminars in Posen, einer rein kirchlichen und damit deutschsprachigen Einrichtung, verpflichten (Profseminar vor und Predigerseminar nach dem Universitätsstudium). Für Jugoslawien gelten die obigen Angaben nur für den im ehemaligen Südungarn gelegenen Kern der heutigen Landeskirche, nicht jedoch für die unter österreichischer Verwaltung gelegenen nordwestlichen Gebiete, vor allem Sloweniens, wo man schon immer Verbindung mit dem geistigen Deutschland hielt. Die aus obiger Übersicht hervorgehende Verschiedenheit der Entwicklung in Polen und Jugoslawien beruht einmal auf der verschiedenen Stärke des Nationalisierungsdranges der Herbergstaaten sowie auch des Widerstandes, auf den dieser gestoßen ist, andererseits daneben doch auch auf der nackten Tatsache, daß es polnischgesinnten Kreisen der lutherischen Kirche in Polen gelang, die Errichtung einer polnischen evangelisch-theologischen Fakultät in Warschau durchzusetzen, die alsbald Pflichtfakultät wurde, während dies in Jugoslawien, wo es wohl slowakische Lutheraner, aber keinen serbischen oder kroatischen Protestantismus gibt, nicht geschehen konnte. So fiel in Polen auf einen kurzen

Frühling (Studium in Deutschland während der Okkupationszeit) bald der Reife fast völliger Vereinsamung und Trennung, während zur gleichen Zeit für die evangelischen Theologen aus Jugoslawien die Neueinwurzelung in den Mutterboden deutschen kirchlichen Lebens und theologischer Wissenschaft erst anhub und bis heute voranschreitet.

Bereits aus diesen Unterschieden des Bildungsganges ergeben sich schwerwiegende Folgeerscheinungen für das gesamtkirchliche Leben in der Doppelten Diaspora. Wenn es richtig ist, daß „das Herz den Theologen macht“, so muß man damit rechnen, daß die Kraft der Menschenbildung durch den theologischen Lehrer mit der wachsenden Entfernung von den Stätten ursprünglich-schöpferischer Leistung notwendig abnehmen wird. Was bleibt in einer Stadt wie Warschau, in der es gewiß noch eine evangelische aber doch keinerlei protestantisch-theologische Überlieferung gibt, anderes übrig, als, wie es mir Studenten erzählten, ganze Absätze aus deutschen und schweizerischen theologischen Werken, notdürftig ins Polnische übersetzt, im Kolleg vorzutragen?! Bei den Hörern wieder bleiben solche Auswahlstücke echter theologischer Geistesarbeit, sofern nicht eine ungewöhnliche geistige Energie sie innerlich wieder rücküberträgt und an ihre Stelle im Gesamtgefüge einzuordnen versteht, einfach als unbelebter Wissensballast liegen. Auch den meisten nur durch ungarische Akademien gegangenen deutschen lutherischen Pfarrern merkt man es an, daß sie, so viel näher auch die ungarischen Bildungsstätten protestantischem Geist stehen mochten, doch aus zweiter Hand schöpfen mußten. Die eigenartige Beziehung zwischen der ganzen neueren Geschichte der Theologie und den philosophischen und weltanschaulichen Vorgängen in Deutschland, ohne deren Kenntnis viele theologische Stellungnahmen bis in unsere Zeit gar nicht zu verstehen sind, mußte ihnen weitgehend verborgen bleiben. Den Impuls eigenen Prüfens und Weiterarbeitens, die Zucht wissenschaftlichen Arbeitens im eigenen Suchen und Forschen, eine Gemeinsamkeit wohl aller sonst in sich so verschiedenen theologischen Richtungen im Deutschland des letzten Jahrhunderts, hat man dort nicht so nachhaltig wie bei uns mitbekommen können. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht an solchen Fakultäten sehr tüchtige Lehrer wirken können. Jedoch allein schon der Wegfall des in Deutschland selbstverständlichen gesunden Wettstreits zwischen den Vertretern der theologischen Disziplinen, die Möglichkeit, im eigenen kleinen Kreis noch mit einer Leistung gelten zu können, die anderwärts keinen Ruhm mehr einbringen würde, bedingt eine große Gefahr, nämlich die der Abkapselung, sofern die nötige Zufuhr aufstachelnder neuer Gedanken und Fragestellungen ausbleibt. Die Grundvoraussetzung lebendigen Mitgehens mit den kirchlichen Bewegungen des deutschen Protestantismus, die nun einmal im Studium, arbeitend wie intuitiv erfassend, angeeignet werden muß, geht dem Studenten in derartiger Lage verloren. Nicht nur das vielleicht unvermeidliche „Nachhinken“, von dem May¹⁾ spricht, vielmehr eine qualitative Beziehungslosigkeit

¹⁾ Gerhard May: Die volksdeutsche Sendung der Kirche. 139 Seiten. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1934.

keit zu den großen Anliegen von Theologie und Kirche in der Gegenwart ist sehr leicht die Folge. Manchmal spürt man deutlich, daß eine grundlegende Frage, die wie so vieles nur bei Unversehrtheit theologischen und völkischen Fühlens richtig aufgenommen werden kann, zwar verstandesmäßig begriffen, aber nicht zugleich seelisch durchlebt wird.

Welche Folgerungen ergeben sich aus dieser Sachlage für diejenigen außendeutschen Kirchen, die keine eigenen Ausbildungsstätten für ihre Pfarrer haben? Zunächst dies, daß unbedingt an der Forderung des Studiums im Reich festgehalten werden soll, auch wenn von seiten des Staates dieses Wandern ungern gesehen wird und geldliche Hilfen für die Schaffung inländischer Bildungsstätten angeboten werden. Solche können ja selbst bei bestem Willen nicht das leisten an Einführung in die umfassenden Aufgaben kirchlichen Daseins, was der junge Theologe als Ausrüstung für seinen Dienst braucht. Statt dessen werden sie leider meistens zu Nationalisierungsinstrumenten in der Hand des Staates, der ihnen nur zu gerne die erwartete Unterstützung gibt, um auf dem Umwege über die Pfarrer, die sonst das völkische Erbgut erfahrungsgemäß am zähesten festhalten, auch die Gemeinden ihrem Volkstum zu entfremden und dem Staatsvolk zu assimilieren. Mit dem völkischen ist dann der religiöse Rückschritt gesetzmäßig verbunden, wie das schon oft und überzeugend nachgewiesen wurde. Selbstverständlich gilt auch die Umkehrung: ohne eine ernste, von der Kirche getragene und geleitete Gründung im christlichen Glauben wird das Volkstum im fremden Lande nicht wurzelecht gegen alle Versuchungen durchgehalten. Gerade letzteres sollten sich die auf die Universität ins Reich ziehenden jungen Theologen zu Herzen nehmen und nicht glauben, daß es mit der Aneignung einer formalen Examensbildung getan sei, im übrigen etwa das für sie so überwältigende deutsche Erlebnis in den Universitätsjahren schon genüge! Wenn May klagt, daß „viele unserer Theologen . . . zuweilen acht Semester fast nutzlos an ihren Ohren vorüberauschen lassen und es niemals erlernen, wissenschaftliche Probleme wissenschaftlich zu erfassen“, so liegt das gewiß vielfach an dem von ihm angeschuldigten Mangel an mitgebrachten humanistischen Kenntnissen, daneben aber doch vielfach an zu geringer Sammlung auf den Gegenstand des Studiums. Im Reich bedeutet der Entschluß Pfarrer zu werden heute etwas anderes als in Gemeinden, zumal bäuerlichen Gemeinden des deutschen Auslands. Während in diesen das theologische Studium oft noch, wie früher auch in Deutschland, das Nächstliegende war, durch das der soziale Aufstieg erfolgt — in ganz Osteuropa ist die Stellung des Pfarrers noch von sehr großem Ansehen, wie die Anrede „Hochwürden“ oder „geistlicher Herr“ oder „Herr Vater“ (Siebenbürgen) und gar der vielfach noch übliche Handkuß beweisen — kann man im Mutterland der Reformation als Theologe nur mehr in ganz fester innerer Haltung und mit gediegenen Kenntnissen menschlich bestehen. Das wird aber in den Außengebieten auch bald so sein. Dann wird auch dort — und nicht nur in völkischen Belangen — der Mann allein gelten, der in jeder Hinsicht Rede und Antwort stehen kann. Der ausland-

deutsche Theologe soll so viel als möglich an den Quellen studieren; mehr als andere muß er sich gehalten wissen, weder veraltete Studentenideale zu pflegen, noch von Anfang an bloß aufs Examen zu schießen; sondern vor ihm liegt die verantwortungsvolle Aufgabe, sich hineinzubohren in die theologischen Fragen und offen zu sein für die vielfältigen Stimmen evangelischen Lebens an den theologischen Fakultäten.

Nicht ganz leicht ist die Lösung der Schwierigkeiten, die mit der fremdsprachlichen Schulung der Auslandsdeutschen gegeben sind. Unter ihr leidet der angehende Pfarrer auf einer deutschen Universität mehr als die Angehörigen technischer und naturwissenschaftlicher Berufe. Wie wird er sich die selbstverständliche Vertrautheit mit deutscher Grammatik und Rechtschreibung erwerben, ohne die er niemals recht in Wettbewerb mit seinen glücklicheren Kommilitonen im Reich treten kann? Wo bietet sich ihm die Gelegenheit, deutsche Geschichte und Literatur nachzuholen, ohne die ihm doch vieles auch in seinem engeren Studium verschlossen bleibt? Es wäre deshalb schon an der Zeit, daß an die Stelle einer doch nur demütigenden Nachsichtigkeit in den Seminarübungen und beim Examen die Pflicht zum Besuch von eigens eingerichteten Deutschkursen träte, für die genau so gut wie für Griechisch und Hebräisch in den ersten Semestern die Zeit im Stundenplan ausgespart werden muß. Diese Kurse sollten für die Auslandsdeutschen aller Fakultäten bestimmt sein, für die Theologen unter ihnen aber durch die Kirchenleitungen verpflichtend gemacht werden! Einen recht geeigneten Zeitpunkt könnten z. B. die großen Universitätsferien unmittelbar nach dem Abitur abgeben, und als Ort der Kurse kämen die bestehenden Bursen und Auslandsstudentenheime, auch etwa das Franz Rendantorff-Haus in Leipzig und das Theologenheim in Wien in Betracht.

II. Die praktische Ausbildung

Gewöhnlich gilt dem außendeutschen Theologen sein Studiengang als abgeschlossen, wenn er sein Fakultäts- oder Kirchenexamen nach Hause bringt. Die Zeit zwischen erstem und zweitem Examen (welch letzteres es ja wohl überall in den deutschen Diasporakirchen gibt) betrachtet er kaum noch als Ausbildung, sondern mehr als eine Art Warte- und Probezeit vor der Erlaubnis zur Übernahme eines selbständigen Pfarramtes. Nach seiner Rückkehr in die Heimat sieht sich der jugendliche Kandidat (Vikar, Kaplan) sehr bald auf sich selbst gestellt. Von einem Predigerseminar ist mir außer von dem in Posen nichts bekannt geworden; früher gab es in Bielitz ein Kandidatenhaus und in Stanislaw das Paulinum, das man bei vorhandenen Mitteln gern wieder einrichten möchte. So bleibt überhaupt nur das Vikariatsjahr für die Vorbildung zum praktischen Pfarramt übrig. Hier steht es nun so, daß der Kandidat auch in den Fällen, wo er nicht selbständiger Pfarrverweser sein muß, sondern einem anderen Pfarrer beigegeben wird, von diesem nur selten eine wirkliche Anleitung zu seinem Dienst erhalten kann. Bei

uns in Jugoslawien — und das wird keine Ausnahme in der Diaspora sein — bedingen es die traurigen Pensionierungsverhältnisse, daß der Pfarrer bis in sein hohes Alter, oft bis in die Achtzig, schlecht und recht sein Amt versehen muß und bestenfalls dann einen Vikar gestellt bekommt. In anderen Fällen wird ein Vikar in schweren Krankheitsfällen gesandt, wodurch auch wieder jede ernstliche Unterweisung in Fortfall kommt. Ist die Diaspora einer Muttergemeinde sehr groß und weitverzweigt, so daß der Ortspfarrer eine geistliche Hilfskraft haben muß, dann bringen es die Verhältnisse wiederum oft mit sich, daß der Vikar ebenso wie der Pfarrer jeden Sonntag irgendwo zu predigen hat und eine Kontrolle nicht möglich ist, ganz zu schweigen von den durch einen verschiedenen Bildungsgang der älteren und jüngeren Generation sich ergebenden Erschwerungen der inneren Berührung, wie sie gerade gegenwärtig oft vorkommen werden. Folgeerscheinungen für die Jungen sind frühes Fertigsein verbunden mit entsprechendem Selbstbewußtsein ohne wirkliches Können oder — wenn auch seltener — als die bekannte psychologische Rehrseite ein unerwartetes Verzagen und Versagen in irgendwie schwierigen Verhältnissen. Man begnügt sich bald mit äußerem Betrieb, freut sich an der Zahl der Aktenstücke, die man im Protokollbuch numeriert, konzentriert sich auf die in großen Orten zahlreichen und anstrengenden Amtshandlungen, die nach alter Sitte gut besucht werden, taucht im geselligen Leben des Ortes unter, kurz klammert sich an Dinge, die gewiß alle getan werden müssen, jedoch nur durch klare Überschau von einem festen Mittelpunkt aus segensreich wirken werden. Die auf dem Lande dauernd wichtige Frage des Vokators (Berufungsbriefes) mit seiner Auslegung, um die der Pfarrer oft noch in unerfreulicher Weise mit den Bauern schwachern muß, hilft, solange keine starken inneren Gegenkräfte da sind, mit zur „Verbauerung“ des Pfarrers. Dieser Ausdruck will nur soviel besagen, daß der Pfarrer stets dann, wenn er seinen eigentlichen Beruf vergißt und sich seine Wünsche und Ziele von den Idealen eines anderen Standes diktieren läßt, diesem Stand eben nicht mehr in echter Weise Seelsorger sein kann. Schütz schreibt als Direktor des Domkandidatenstifts in Berlin folgende beherzigenswerte Worte über Pfarrervorbildung¹⁾: „Ein dringend erforderliches neues ernstes Berufsethos des Pfarrerstandes wird niemals erreicht, wenn nicht eine heranwachsende Generation dazu erzogen wird. Ein Stand, in dem dem einzelnen ein so großes Maß von verantwortlicher, selbständiger, unkontrollierbarer Arbeit zugemutet wird und zugemutet werden muß, bedarf während der Ausbildungszeit eines ganz besonderen Maßes von Zucht, von Gewöhnung, von Erziehung zur verantwortlichen Hingabe an die Forderungen und die Situation eben dieses seines Berufsstandes.“

Wie kann man draußen einer derartigen Forderung, wenn man sie als berechtigt auch für Diaporaverhältnisse anerkannt hat, Rechnung tragen? — Schwer ist es in kleinen Verhältnissen auf jeden Fall, sowohl was die richtige

¹⁾ „Zur Neugestaltung der Pfarrervorbildung.“ Wort und Tat 1934, Heft 3, S. 86.

Verwendung des Vikariatsjahres angeht, wie im Blick auf die Gemeinschaftsbildung im Predigerseminar, das auch in Deutschland erst nach dem Kriege zu allgemeiner Bedeutung kam.

Vom Vikariatsjahr könnte man mehr erwarten, wenn zunächst die Kirchenleitungen beide Pflichten gleichmäßig ins Auge faßten, sowohl die Pflicht, vakante Gemeinden mit Hilfskräften zu versehen, als daneben auch die andere der bedachtsamen Einführung ihrer jungen Theologen in die pfarramtliche Arbeit. Wo nämlich beide Aufgaben nebeneinander lebendig empfunden werden, wird man auch Wege finden, beiden gerecht zu werden, so gut es eben die begrenzten Möglichkeiten der Diaspora zulassen. Gewiß werden immer Vikare selbständig als Pfarrverweser abgeordnet werden müssen, obwohl dazu ja schon von selbst die bereits etwas geübten sich empfehlen; ebenso müssen die nur beschränkt arbeitsfähigen alten und leidenden Amtsbrüder unterstützt werden. Das alles schließt nicht die Betrauung erfahrener Pfarrer mit der Einweisung von Vikaren in ihr Amt aus. In jeder Diasporakirche findet die Kirchenleitung schon den einen und anderen für solche Aufgabe geeigneten Seelsorger, dem sie auf eine gewisse Zeit einen Vikar zuteilen kann. Sie erweist damit beiden Teilen einen Gefallen: dem jungen Theologen, indem sie ihn in eine feste Hand gibt, ihn mit seinen Predigten und seinem Unterricht einem reifen Urteil unterstellt, ihm aber auch ermöglicht, sich mit Fragen der Praxis wie des persönlichen Lebens an einen älteren Amtsbruder als an einen Freund und Vater zu wenden; dem Gemeindepfarrer, insofern er zwar große Verantwortung übernimmt, allerlei Mehr an Zeit drangeben muß, doch daneben gelegentlich durch seinen jungen Vertreter Entlastung findet, sei es im Unterricht, in der Predigt oder in Seelsorgegängen, schließlich auch bei der Schreibarbeit. Ein nicht immer erreichbares Ziel wird es sein, schon im Vikariatsjahr wieder Zeit für theologische Besprechungen an Hand von Zeitschriftenaufsätzen oder Büchern zu erübrigen. Besondere Aufwendungen sind in ländlichen Gemeinden, wie sie vor allem im Südosten vorherrschend sind, mit der Einführung des „ordentlichen“ Vikariats, d. h. als Teil der praktischen Ausbildung kaum verbunden. Es ist also um so eher durchzuführen, je mehr der Theologenüberschuß der Kirchen, der u. a. in Jugoslawien schon zu Gegenmaßnahmen geführt hat, eine verlängerte Wartezeit erfordert.

Wesentlich schwieriger stellt sich die Schaffung einer den deutschen Predigerseminaren entsprechenden Einrichtung. Über die besondere Aufgabe der Predigerseminare hat es in Deutschland in den letzten Jahren erhebliche Auseinandersetzungen gegeben. Leider sind Predigerseminare sogar zwecks Verbesserung erst einmal von einer Kirchenleitung geschlossen worden! Trotz allem scheinen sich die von den wenigen alten Predigerseminaren — das erste war Wittenberg (gegründet 1817) — gemachten Erfahrungen als in den Grundzügen noch heute gültig herauszustellen. Naumburgs Studiendirektor Dr. theol. Gloege faßte sie 1934 auf dem Wittenberger Altbrudertage unter den Gesichtspunkten „der Lerngemeinschaft, der Lebensgemeinschaft und der

der Leitung“ zusammen¹⁾. Da in den meisten deutschen Auslandskirchen aus Mangel an Lehrkräften der Gesichtspunkt der Lerngemeinschaft nur bedingt verwirklicht sein wird, interessieren uns hier zunächst die beiden anderen Gesichtspunkte, vor allem der der Lebensgemeinschaft. Wäre sie für einige Monate nur unter den zukünftigen Pfarrern zu erreichen und zwar ausgeprägtermaßen als brüderliche Lebensgemeinschaft des von Gott bekommenen Berufs, so müßte das von unermesslicher Bedeutung für die Gestaltung der Kirchengemeinschaft überhaupt werden. Gloege weiß auch sehr wohl, wie wenig Schablone bei der Einrichtung von Seminaren walten darf. „Die landschaftlichen, volkhaften und vor allem kirchlichen Voraussetzungen sind gerade heute in ganz anderem Maße zu berücksichtigen denn je. Ein Seminar im Ostraum oder im Grenzland muß ein anderes Gesicht tragen als ein Seminar im Herzen des Reiches. Ein Seminar in der Diaspora muß einen anderen Lebensstil aufweisen als ein solches, das wie das Wittenberger, ein rein evangelisches Kirchengebiet zum Hinterlande hat.“ Die Forderung eines einjährigen oder gar zweijährigen Aufenthaltes im Predigerseminar scheidet draußen allerdings in den meisten Fällen an der Dürftigkeit der zur Verfügung stehenden Mittel, so daß es sich erübrigt, ihre Vorteile hier zu erwägen. Dagegen müßte sich überall das Zusammensein in Form einer auf zwei bis drei Monate erweiterten und straff disziplinierten „Freizeit“ bei den jungen Theologen einer Kirche durchsetzen lassen. Für die Leitung wäre ein jüngerer Pfarrer, der zugleich doch eine ausreichende Gemeindepraxis im Lande und eine dem Durchschnitt der zu betreuenden Kandidaten vollauf gewachsene theologische und Allgemeinbildung aufweisen müßte, auszuwählen. Als Ort eignete sich am besten eine große geschlossene deutsch-evangelische Siedlung, womöglich mit Bildungsstätten verschiedener Art (Bücherei, Lehrerbildungsanstalt, höherer Schule, Vortragsabenden). Der Leiter dürfte freilich nicht in die Lage versetzt werden, alle Übungen selber leiten zu müssen, sondern sollte einen Mitarbeiterkreis haben, der sich aus geeigneten Pfarrern der Umgebung und, daneben, Lehrern, Juristen, Ärzten zusammensetzt, deren Übungen, von den Kandidaten fleißig durch häusliche Arbeit vorbereitet, je auf einen Tag der Woche, den die Vortragenden dann wenn möglich ganz im Kreise des Seminars zubringen, zusammengelegt werden. Die einheitliche Linie würde dadurch gewahrt, daß der Leiter grundsätzlich mit seinen Kandidaten an den Stunden der anderen Mitarbeiter teilnimmt und so bei den Aussprachen die Verbindung mit dem in anderem Zusammenhang Erarbeiteten herstellt. Das Ziel eines „Seminars“ in der doppelten Diaspora sei neben dem Allgemeinen — der Herstellung von Lebensgemeinschaft auf der Grundlage christlicher Bruderschaft — das Besondere: das auf den Universitäten Erlernte bewußt in der praktischen Arbeit der Heimatkirche zu erproben. Durch die gemeinsame Erarbeitung von heimatlicher Kirchengeschichte und

¹⁾ „Wittenberg oder Manchester? Die Bedeutung der Wittenberger Erfahrungen für die Umgestaltung der Predigerseminare und der evangelischen Kirche.“ Wort und Tat 1934, Heft 8, S. 240f.

heimatlichem Kirchenrecht, die, bloß theoretisch für das Examen gebüffelt, doch recht wenig nützen, wird das Studienergebnis konkretisiert. Über den ganzen Umfang der pfarramtlichen Aufgaben wird man sich gerade in „klosterlicher“ Zurückgezogenheit von aller Zerstreuung des heimatlichen Alltags mit seinen Aufregungen und seinem zudringlichen Klikenwesen endgültig erst zusammen mit denen klar werden, die diesen Berufsweg künftig teilen sollen. Daß dabei Probeunterricht und Probepredigt im Feuer brüderlicher Kritik nicht fehlen darf, daß die römisch-katholische oder orthodoxe Nachbarkirche ebenfalls Gegenstand liebevollen Studiums und aufrichtiger Vergleichung mit den eigenen kirchlichen Sitten werden sollen, sei nur kurz angedeutet.

III. Theologische Fortbildung im Pfarramt

Wofür während des Studiums und in der Kandidaten- und Vikarsausbildung der Grund gelegt wird, das soll im praktischen Pfarramt einerseits bewahrt, andererseits erhalten und weiterentwickelt werden. „Wissenschaftlichkeit ist ein Stück pastoraler Gewissenhaftigkeit. Wollen wir mit gutem Gewissen predigen und unterrichten, so müssen wir unablässig die Grundlagen unserer Verkündigung prüfen. Die Wissenschaft ist unser Jungbrunnen, sie allein hält uns frisch, sie lehrt uns, der alten ewigen Wahrheit immer neue Seiten abzugewinnen.“ So äußerte sich Karl Hackenschmidt (1839—1915)¹⁾, einer der Wortführer der seit 1834 bestehenden und das kirchliche Leben in Elsaß-Lothringen stark bestimmenden „Straßburger Pastorkonferenz“. Welche Mittel stehen dem Diasporapfarrer hier zur Verfügung?

Die in den letzten Jahren oft berufene Ökumenizität des Christentums, in deren Dienst vor allem das gegenseitige persönliche Kennenlernen der Angehörigen verschiedener Kirchen gestellt wurde, dazu das wachsende Zusammengehörigkeitsgefühl der Deutschen in aller Welt, läßt für die theologische Fortbildung zu allererst wieder an einen Besuch im Mutterlande denken. Er bedeutet für den auslanddeutschen Pfarrer nach jeder Richtung hin ein gewaltiges Erleben, ein in seiner Seltenheit um so eindringlicher empfundenenes Eintauchen in rein deutsche Umgebung, verbunden mit einer Fülle unmittelbarer kollegialer Anregungen. Fast durchweg sind es die großen kirchlichen Tagungen und theologischen Konferenzen, zu denen Auslandspfarrer eingeladen werden, um daselbst mit den Schicksalsgenossen anderer Gebiete und mit den reichsdeutschen Amtsbrüdern zusammenzutreffen. Hier ist er nicht nur geduldet wie in der Öffentlichkeit seiner engeren Heimat, im Gegenteil hochgeachtet wegen seiner Vorpostenarbeit, hier darf er von seiner sonst für reichsdeutsches Empfinden „im Weltwinkel“ geschehenden Lebensarbeit vor aufmerksamen Zuhörern erzählen, empfängt er neue Glaubenszuversicht aus der Erfahrung brüderlicher Verbundenheit über Gebirge und Meere hin. Auch lernt er die ganz anderen volkskirchlichen Nöte der Heimat mit ihren weithin kirchenentfremdeten Massen zumindest aus Gesprächen kennen und

¹⁾ Otto Michaelis a. a. D., S. 164f.



würdigen. Vermutlich ist dagegen der Gewinn an theologischer Erkenntnis und Vertiefung nicht so groß, wie man gern annimmt. Der Akt der theologischen Unterrichtung hat auf solchen Tagungen, selbst bei den besten, d. h. lebensnächsten Vortragenden oder Rednern zu sehr den Charakter der Einmaligkeit und darum Beziehungslosigkeit zur sonstigen Lebenswirklichkeit des Hörers. Man sieht dabei nicht mit Unrecht „die Probleme gleich einem Schneegestöber über die ahnungslosen Zuhörer niedergehen . . ., daß sie nicht mehr Weg und Steg finden und sich gerne in die theologiefreie Zone ihres ländlichen Pfarrhauses flüchten, wo sie vor solch ungemütlicher Beunruhigung sicher sind“ (a. a. O. S. 120). Was die großen Tagungen bieten können, ist Anregung und Auflockerung, mithin ganz wichtige Dinge für alle, die Jahr für Jahr in den gleichen kleinen Kämpfen stehen, die so müde machen, so aufreiben. Dagegen ist die ebenso notwendige kirchliche Neuformung im Sinne eines Hineinwachsens in neugestaltete christliche Lebensordnungen von der Teilnahme an jenen nur auf wenige Tage beschränkten und mit viel äußerer Unruhe einhergehenden Tagungen nicht zu erwarten. Man muß darum wünschen, daß allmählich auch die Leitungen der überall entstandenen Freizeiten und Rüstzeiten geschlossener Kreise hie und da einen Amtsbruder aus der Diaspora an sich heranziehen, um ihm, nach der Aufrüttelung der ersten Jahre des Wiederfindens von Mutterland und Außenposten, nun auch die Stille der Sammlung und Besinnung zu schenken, die er nicht weniger als die Menschen im Heimatland und je länger desto mehr brauchen wird.

Die weite und kostspielige Reise nach Deutschland darf freilich nicht die einzige Hoffnung des Pfarrers draußen bleiben. Freizeiten und Arbeitsgemeinschaften im Inland, innerhalb seiner eigenen Kirche, müssen der ständigen Fortbildung und der Vorbereitung jener größeren und selteneren Zusammenkünfte dienen. Ihre Einrichtung entspricht einem tiefen Bedürfnis. Gewiß begegnet einem gelegentlich die gedankenlose Meinung, der Diasporapfarrer habe Wichtigeres zu tun, als sich mit theologischen Fragen theoretisch zu befassen. Wo etwa solche Meinung noch bestehen sollte, wird sie schon durch die Tatsache des mit den Jahren des Bestehens nicht abnehmenden, sondern eher zunehmenden Besuchs der Arbeitsgemeinschaften — wie sie bei uns in Jugoslawien eingerichtet sind — widerlegt. In der deutschen evangelischen Kirche in Jugoslawien sind diese Arbeitsgemeinschaften nach Senioraten aufgeteilt. In den Senioraten mit dichter evangelischer Besiedlung, in denen man leichter zusammenkommen kann, wird gewöhnlich monatlich eine Zusammenkunft abgehalten; ausgenommen sind als Jahrespause die beiden heißesten Sommermonate Juli und August. Der Besuch schwankt je nach der Anzahl der Pfarrämter im Seniorat zwischen sechs und vierzehn Teilnehmern. Hinsichtlich der Form wurden bei uns ganz ähnliche Erfahrungen gemacht, wie sie in den kürzlich veröffentlichten „Richtsäzen zur Gestaltung der Pfarrerverzweigungen“¹⁾ angegeben sind. Daß die theologische

¹⁾ Junge Kirche 1935, S. 9, S. 427 ff.

Arbeitsgemeinschaft nicht kirchenamtlich angeordnet, sondern freiwillig sein solle; daß aber alle Amtsbrüder zur verantwortlichen Mitarbeit aufzurufen und womöglich zu gewinnen seien; daß die ganze Arbeit zwar Gemeinschaftscharakter trägt und dennoch einer verantwortlicher Leiter sein muß. Ohne eine feste Leitung, die von allen anerkannt wird, besteht schon in jeder einzelnen Zusammenkunft die Gefahr des Abgleitens vom Thema, ist ferner bei der kleinsten Meinungsverschiedenheit und daraus entspringenden Verdrossenheit eine langsame Auflösung der Arbeitsgemeinschaft immer zu befürchten. Es gibt auch bei ganz persönlicher Gestaltung eine Menge äußerer technischer Dinge, wie Bestimmung von Ort und Zeit der nächsten Zusammenkunft, Festsetzung des Themas und Gewinnung des Redners, dazu die Einladungen, wofür einer sich verantwortlich fühlen muß und sogar gelegentlich vor einem sanften Druck nicht zurückscheuen darf. Auch die zum Teil rein als technischer Kunstgriff anzusehende Ausspracheleitung, die auch im kleinsten Kreise nicht zu entbehren ist, sei als Aufgabe des Leiters nicht vergessen. Sofern der Leiter nicht schon durch besondere Tradition aus dem Amtsbrüderkreis hervorgegangen ist, übernimmt am besten ein hauptamtlich oder nebenamtlich in der ganzen Landeskirche dafür verantwortlicher Theologe diese Aufgabe. Die Freiwilligkeit der Teilnahme soll nach Möglichkeit schon in der Wahl des Raumes zum Ausdruck kommen. Nicht am neutralen Ort, sondern reihum in den Pfarrhäusern kommt man am besten zusammen. Dies kleine Opfer nehmen die meisten Familien gern auf sich, wird es doch schließlich im allgemeinen nicht öfter als einmal jährlich verlangt werden. In der Diaspora ist darauf noch mehr als im geschlossenen evangelischen Gebiet Wert zu legen, weil man die erschreckende Bemerkung machen muß, daß vielerorts die erzwungene Einsamkeit zum Grundsatz erhoben worden ist und so manche Pfarrfamilien eines Seniorats sich gegenseitig in ihrer Häuslichkeit gar nicht kennen! Woher soll dann die Anteilnahme am Geschick des anderen kommen? Die Teilnahme der Pfarrfrauen, sofern sie keinen Anspruch darauf machen, daß die Arbeit ihnen zuliebe abgeändert oder abgekürzt wird, ist immer zu begrüßen. Die Frauen sollten wirklich nicht nur von der Kleinarbeit des Pfarramtes etwas zu sehen bekommen, sondern ebenso an den großen tragenden Grundlagen, die auf den Arbeitsgemeinschaften zur Sprache kommen, teilhaben.

Der innere Gehalt der Arbeitsgemeinschaften wird klar durch die Ausrichtung auf den Dienst als Pfarrer an der Gemeinde bestimmt. Das Zusammensein dient nie der bloßen Unterhaltung und äußeren Erholung. Dennoch muß der festliche Charakter des meist einzigen Zusammenseins im Monat oder auf viele Monate stets beachtet werden. Der Gegenstand, um den man sich sammelt, sollte nicht fremd und beziehungslos hingestellt werden, so daß nachher jeder froh ist, wieder von etwas anderem sprechen zu dürfen. Wird das anerkannt, so ergibt sich von allein ein allmähliches Finden strengerer Formen und festerer gedanklicher Zusammenhänge. Von welchem Mittelpunkt man ausgeht, ist nicht so entscheidend wichtig. Es läßt sich denken, daß

die Frage nach dem Verhältnis von Kirche und Volk in der doppelten Diaspora heute erster Erörterungsgegenstand wird; bei uns lag es im Lutherjahr 1933 nahe, mit einem Vortrag über Luther die erste Arbeitsgemeinschaft beginnen zu lassen, worauf dann Referate über die Rechtfertigungslehre als Predigtproblem, die theologischen Grundlagen des neuen Gesangbuches, Luther als Prediger, über die theologischen und weltanschaulichen Hintergründe des deutschen Kirchenstreits und erst später solche, die die Volks- und Rassenfrage direkt betrafen, folgten. Jedes folgende Thema ergab sich im ersten Winter aus dem vorhergehenden oder entsprach sonst Wünschen des Kreises. In diesem Stadium des von Fall zu Fall Fortschreitens befinden sich auch jetzt noch die später entstandenen Arbeitsgemeinschaften, während jene erste doch schon versuchsweise ein Programm über den ganzen Winter hin, wenn auch noch ohne ganz einheitliche Linie, aufstellte. Sind die ersten sehr dringenden Anliegen gegenwärtiger Fragestellungen behandelt, so muß sich, soll nicht eine allgemeine Zerfahrenheit einreißen, eine systematische Vertiefung anbahnen, sei es auf dem Gebiet der Exegese oder der Systematik, auch der Predigtlehre und Pädagogik. Wie das mit der Blickrichtung auf augenblickliche drängende Fragestellungen geschehen kann, zeigt in feiner Weise das von der Apologetischen Centrale, Berlin, herausgegebene Heft: „Evangelische Laienschulung“ besonders in seinem zweiten, „Bibelarbeit“ überschriebenen Abschnitt. Jede Einzelfrage ist dort in Stichworten behandelt und mit einem übersichtlichen Literaturverzeichnis versehen, während der Abschnitt „Bibelarbeit“ das Glaubensbekenntnis durch Bibelstellen erläutert.

Zu einer erfolgreichen Arbeit gehört die Möglichkeit, die Literatur einzusehen zu können. Die Schaffung einer theologischen Bücherei wird darum zu einem um so dringenderen Bedürfnis, je valutaschwächer die Länder sind, in denen man lebt. Leider können sich heute zahllose Pfarrer selbst bei gutem Willen Bücher und Zeitschriften nicht mehr leisten, weil sie schon unter Darben die eigenen Kinder in der Nachbarstadt schulen lassen müssen und das Gehalt nicht hin und nicht her reicht. Zu den Obliegenheiten einer Pfarrerarbeitsgemeinschaft im Ausland wird also immer die Beschaffung von Literatur für die jeweiligen Vortragenden gehören und die Aufgabe, untereinander keine Zeitschriftenlesekreise zu bilden. Der Kreis der zu bestellenden oder von anderen Stellen zu erbittenden Zeitschriften darf nicht zu eng gezogen werden. Auch kulturelle Zeitschriften, die nur ab und an theologische Fragen behandeln, weiten den Blick und sind gerade bei der geistigen Abgeschlossenheit der Auslandsverhältnisse durchaus erwünscht. Der Zeitschriftenverkehr kann in Ordnung und zur Freude für alle Beteiligten vor sich gehen, wenn ein einziger dauernd die Versendung in der Hand hat und den Stand des Umlaufs überprüft. Die wiedereinflaufenden Hefte werden gesammelt und bereichern eingebunden die Zentralbücherei. Eine kurze Aufzählung der in unseren Arbeitskreisen zirkulierenden verschiedenen Zeitschriften ist vielleicht dienlich. In alphabetischer Ordnung sind es folgende: Deutsche Arbeit, Deutsches Volkstum, Die christliche Welt, Die Tat, Eckart, Jahresbriefe des Berneuchener

Kreises, Luthertum, Wort und Tat, Zeitwende. Das Übergewicht nicht eigentlich theologischer Zeitschriften erklärt sich außer aus dem schon genannten Grunde aus Zufälligkeiten der Beschaffung. Für die nächste Zeit sind noch folgende Blätter zur Anschaffung vorgesehen: Bibellese (in einer größeren Zahl von Exemplaren), Deutsches Pfarrerblatt, Junge Kirche (die von einem kleineren Kreis bereits privat gehalten wird), Pastoraltheologie, Posener Evangelisches Kirchenblatt. Endlich ist in Rechnung zu stellen, daß einige Zeitschriften der Mehrzahl unserer Pfarrer vom Bischofsamt oder direkt vom Verlag für längere Zeit kostenlos zugesandt werden, z. B. Die evangelische Diaspora, die Vierteljahrschrift „Luther“, die Pastoraltheologie, Freimund.

Die Regelung aller dieser Dinge trägt mit zur Belebung der Arbeitsgemeinschaften bei; denn es ist durchaus nicht nötig, sich krampfhaft die ganze zur Verfügung stehende Zeit nur um das gewählte Thema zu bemühen. Man soll zwar nicht aus Nachlässigkeit oder Ungeschick die Aussprache über ein Thema rasch versanden lassen, vielmehr beharrlich immer wieder darauf zurücklenken; ist aber wirklich das gerade Mögliche gesagt, so sollte der Leiter immer noch gemeinsame Anliegen, Mitteilungen über deutsches kirchliches Leben und anderes bereit haben, was im Augenblick entspannend wirkt und doch geeignet ist, ein gemeinsames Band um alle zu schlingen.

Den Höhepunkt einer Jahresarbeit bildet die für die ganze Landeskirche gemeinsame Pfarrersfreizeit von mehreren Tagen, die zu besuchen eine Ehrenpflicht ist. Da die Unterbringung zumal in Landgemeinden leicht ist, braucht sie für die Teilnehmer keine anderen als die Reisekosten zu verursachen. Betätigten sich auf den örtlichen bzw. regionalen Arbeitsgemeinschaften grundsätzlich die Teilnehmer selber als Vortragende, so werden doch dies eine Mal auswärtige Theologen als Gäste gebeten. Die Vorbereitung der Freizeit liegt am besten bei den Arbeitsgemeinschaften, die sich entscheiden müssen, wen sie in ihrem Kreise sehen wollen und worüber gesprochen werden soll. Daß diese Freizeiten eine Überlastung mit intellektueller Nahrung vermeiden müssen, ist mittlerweile fast überall eingesehen worden. Sie möchten dem Pfarrer in kurzen Tagen das bieten, was für den jungen Theologen das Konvikt und das Predigerseminar sind: stille Tage der Sammlung um das Wort im Rahmen einer evangelischen Lebensordnung. Wie wichtig ist es dabei, daß man den Tag gemeinsam beginnt und gemeinsam durch eine Abendfeier beschließt, daß mittags eine ausgiebige Pause des Ausruhens und Kraftsammelns für die nachmittägliche Gemeinschaft bleibt. Daß nur diese wenigen Tage nicht außer den ja notwendigen Aussprachen auch privat noch zerschwaht werden! Ein Dorf als Tagungsort bewährt sich außerdem stets mehr, weil die Stadt zu viel private Wege anregt und die Besucher erfahrungsgemäß nicht pünktlich bei den Vorträgen sein läßt.

Das Ziel aller Fortbildung im Pfarramt ist ein willensmäßiges. Der Sinn eines jeden Dieners der Kirche soll wirklich auf die Kirche und ihre Anliegen, auf Gottes Gabe in der Kirche gerichtet werden. Die Arbeits-

gemeinschaften und Freizeiten erarbeiten allmählich innere und äußere Ordnungen, die für die offiziellen Kirchentage und Synoden von Bedeutung werden. War etwa dort bisher ausschlaggebend nur das Wirtschaftliche oder das Politische oder das Verwaltungsmäßige oder was immer das Evangelium aus dem Mittelpunkt verdrängt hatte, so entsteht nun eine Unruhe. Was bisher mit Lächeln abgetan war, als etwas, worauf es ja herzlich wenig ankam, das rückt nun zu einer ernstesten Frage auf: Du Kirche, bist du Kirche des Herrn? Darin, daß diese Frage von uns Pfarrern wieder gestellt und ernst genommen werde und von uns aus auf das Laienelement unserer Kirche überspringe, darin liegt Hoffnung und Segen aller hier geschilderten Arbeit.

Ferien-Erlebnisse in Bosnien (25 Jahre Schutzberger Kirche)

Von ERNST NÄCK=Köln (Rh.)

Banja Luka — Schußberg: vor 30 Jahren weltabgelegene, fast unbekannte deutsch-evangelische Gemeinden in Bosnien, heute wohl jedem Gustav Adolf-Freund, dem BDA., dem deutschen Auslandsinstitut nicht nur wohlbekannte, sondern mit besonderer Liebe betreute, fast verzogene Kinder! Vor 25 Jahren waren es die Brennpunkte einer „autonomen evangelischen Pfarrgemeinde“, vielleicht einer der größten deutschen Pfarrgemeinden überhaupt, mit 24 Predigtorten auf einem — fast eisenbahnlosen — Gebiet, das größer war als das Königreich Sachsen. Auf der Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins in Stralsund am 22. September 1910 durfte ich sie der großen Gustav Adolf-Gemeinde vorstellen („Fliegende Blätter“ Nr. 95). Eine Pfarrgemeinde ist es gewesen, die in ihrem Schoß alle Gemeindegestalten und Nöte der völkischen und kirchlichen Diaspora wie in einer Musterkarte vereinigte. Da waren kleine Stadtgemeinden mit Mischung aller Stände und Stämme, mit evangelischen Deutschen, Tschechen, Slowaken, Polen, Magyaren, Holländern, Schweizern, die durch Amt, Beruf, Geschäft, Arbeit hergekommen und z. T. festgewachsen waren unter Serben, Kroaten, Türken und Juden (so in Banjaluka, Bosn. Brod, Derwent); daneben standen Industriegemeinden aus Ingenieuren, Werkmeistern, Facharbeitern, Tagelöhnern aus aller Herren Länder: Sägewerksansiedlungen z. T. im Urwald (Orvar, Doberlin, Podgraze), an Wasserkraften (Saice, Teslitsch) und in Bergwerken (Lukavaz), die manchmal schon in wenigen Jahren wuchsen, abnahmen und auch wieder verliefen. Den wichtigsten und beständigsten Teil der Gemeinde aber bildeten Bauernsiedlungen von jeder Art und Herkunft. Einige waren vom Staat als Vorbild für die einheimischen primitiven Bauern angesiedelt („ärarische“ Kolonien) meist unter schwierigsten Anfängen (Ukrinski Lug, Profara, Branowaz); andere entstanden aus privater Unternehmungslust durch Aufteilung größerer

Güter z. T. mit noch größeren, auch persönlichen Schwierigkeiten (Božinzi, Ivanška); die meisten aber aus eigener Bauerninitiative durch Hersiedlung aus deutschen Kolonien in Rußland, Galizien, Südungarn, Slawonien und Deutschland (Königsfeld u. a.). Es fehlten dabei auch die eigensinnigen, persönlich tüchtigen schwäbischen Eigenbrötler nicht, denen ein Stück Land gefiel und die nun ohne Gedanken an Kirche, Gemeinde, Schule, Kindererziehung drauflos siedelten und in ihrer Zerstreuung zu spät ihre Siedlernot erkannten (Prijeđor). Alle Formen deutscher Bauernsiedlung konnte man in der einen Pfarrgemeinde kennen lernen: vom Reihendorf und Hausendorf bis zur Streusiedlung und den Einzelhöfen. Deutlich prägte sich auch kulturell, wirtschaftlich und kirchlich der Unterschied der letzten Herkunft der Siedler aus und machte das Zusammenleben der Siedler aus Rußland, Galizien, Südungarn, Württemberg, Rheinland und Holland nicht immer leicht.

Das nannte sich zusammen: „Deutsche evangelische Kirchen-Gemeinden in den Kreisen Banjaluka und Bihatsch.“

Und ein Pfarrer war da für alle, gebunden aus Gründen der Verkehrsmöglichkeiten für sein dauerndes Reisen — nur eine Filiale lag „bloß“ 16 km, die andern 30, 60, 90, 300—600 km Bahn- oder Wagenfahrt entfernt — an die kleine anspruchsvolle Stadtgemeinde Banjaluka. Neben ihm eine Reihe von Lehrern, Predigern, Laienhelfern (Levitcn), besonders für Lesegottesdienst und Schulunterricht. Dazu kam erst 1909 ein Vikar.

Die ersten Anfänge des Gemeindelebens trugen seit 1885 für wenige Jahre einheimische, d. h. österreichisch-ungarische Pfarrer, denn Bosnien war ja Reichsland der Donaumonarchie. Dann kamen mit D. Geißler Reichsdeutsche. Geißler gab allen seinen Nachfolgern die organisatorische Richtung: die Bauernkolonien sind der eigentliche Leib der Gemeinde, die Stadtgemeinden der leitende Kopf. Für die Kolonien in allen Fragen, nicht nur den eigentlich seelsorgerlichen, sondern auch für Schule, Wirtschaft, Ackerbau, Gesundheit und geistige Verbindung mit der deutschen Heimat da zu sein, das hat er allen vorgelebt. Alles, was geschaffen wurde in Kirchbauten, Raiffeisenkassen, Schulgemeinden war wesentlich, wenn auch mühevoll und schwierige Ausführung seines Grundentwurfes.

Nun ist Bosnien Glied des jugoslawischen Staates, nun sind einheimische deutsche Pfarrer dort, die in Sprache, Herkunft, Sitte, Empfinden enger mit ihren Gemeinden und zugleich mit dem Staatsvolk verbunden sind, als wir Reichsdeutschen es sein konnten und — damals zu sein brauchten. —

Das war kurz die seitherige Geschichte der Pfarrgemeinde Banjaluka: Zerlegung der unmöglichen Großgemeinde in lebensfähige „kleine“ Sprengel (jeder immer noch größer als ein paar preussische Regierungsbezirke zusammen); statt Organisation und seltenem Pfarrerbesuch: Seelsorge und Gemeindepflege; statt Erhaltung und Absonderung in völkisch-kirchlicher

Eigenart: Einwachsen in Land und Volk bei voller Wahrung deutschen Wesens; statt Neugründung: Erhaltung, Festigung und Ordnung des Bestehenden.

Vor 25 Jahren geschah dazu der erste entscheidende Schritt: Teilung der Pfarrgemeinde in zwei Pfarreien, Banjaluka und Schußberg, jede mit ca. 10 Filialen gedacht, und dazu Schaffung des Pfarrhauses und der Kirche in Schußberg. Dann kam die vor allem wirtschaftliche Hebung (landwirtschaftliche Genossenschaften, Raiffeisenkassen) unter Führung der Brüder Dehler, die freilich zum großen Teil durch den Krieg wieder verloren wurde. — Und heute sind aus meiner Riesengemeinde von 1907 vier Pfarrgemeinden geworden: Banjaluka, Königsfeld, Brod und Schußberg.

Vor fünf Jahren durfte ich das sehen auf einer Ferienreise mit meinem Sohn, dem ersten Täufling der Schußberger Kirche.

Vor drei Jahren rief mich Pfarrernot wieder nach Banjaluka, wo der neugewählte Pfarrer seit $\frac{3}{4}$ Jahren hoffnungslos krank lag, für vier Wochen zu nicht ganz leichter Amtsvertretung in ein „Ferien-Pfarramt“. Und damals sagten die Schußberger zu mir: In drei Jahren steht „Ihre“ Kirche 25 Jahre; das muß ein deutsches evangelisches Volks- und Kirchenfest in Bosnien werden, und dazu müssen Sie und die anderen früheren Pfarrer kommen!

Was tat ich lieber, als zusagen! Und wir haben für dieses Fest das Reise-geld gespart. Da kam zu Himmelfahrt 1935 die Schreckenskunde: Hagelwetter! Die ganze Ernte zerstört! Kirchweihfest abgesagt! — Schußberg hat in den 40 Jahren seines Bestehens, seit der ersten Ansiedlung im Ukrinskilug, viel Schweres durchgemacht: die Malarianot, die 8 Jahre nach der Ansiedlung zur Verlegung auf den „Schußberg“ zwang, d. h. zur Preisgabe des Ertrages jahrelanger Arbeit und Mühsal (am 16. November 1902 hielt Pfarrer Geißler den Dankgottesdienst nach der Übersiedlung unter dem Leitwort: Der Herr ist des Armen Schuß, ein Schuß in der Not. Ps. 9, 10); den trotz reicher Bruderhilfe fast alle Kraft erschöpfenden Kirchbau, der am 14. November 1909 begonnen und am 20. November 1910 eingeweiht worden ist; und dann zweimal Unwetter und Hagelschlag, der die Kirche und das Dorf jedesmal schwer mitnahm. Schußberg war Schweres gewöhnt, — aber diesmal schien es wirklich zum Verzweifeln. Das klang schwer aus dem schier fröhrenden Telegramm! Aber ganz klar war mir im Augenblick der Gegen-gruß: Nun kommt euer alter Pfarrer erst recht! Nicht zu jubelnder Freude, aber zu stillem Miterleben und gemeinsamem Suchen nach Kraft von oben. Nun gilt's erst recht, sich sammeln um den Leitspruch des Dorfes, der am Triumphbogen der Kirche steht: Der Herr ist des Armen Schuß, ein Schuß in der Not!

Inzwischen hat in einem „Hilfswerk für Schußberg“ Pfarrertreue und Bruderhilfe — ein rührendes Lebenszeugnis, daß die aus vier früheren

Staaten zusammengefügte „deutsch-evangelische Kirche Jugoslawiens“ eine lebendige Brüdergemeinschaft geworden ist — über die dringendste Not hinweggeholfen, neuer Mut und gläubige Hoffnung richteten sich auf, wie die eilig noch in den Boden geworfene Spätfaat sich noch zu bescheidener Ernte aus den hagelzerschlagenen Feldern zum Lichte drängte, — und schließlich hieß es in Schuzberg: wir wollen doch feiern! Still, bescheiden, dankbar, glaubend, hoffend! Freilich nicht im Novembermonat, der für Schuzberg eigenartige Bedeutung hat (außer den obengenannten Ereignissen fiel auch die Einweihung der deutschen Staatschule, seinerzeit meine erste Amtshandlung als Pfarrer von Banjaluka, auf den 17. November 1907; d. h. in der Zeit vom 14.—20. November lagen die vier bedeutendsten Wegmarken im Leben des neuen Dorfes!), sondern im Frühherbst, wenn die Sonne noch wärmt, die Tage noch lang und Feiern im Freien möglich sind. Und so durften wir, meine Frau und ich, uns rüsten zur Kirchweihfahrt nach Schuzberg für den 7. und 8. September 1935.

Leider konnte keiner der alten Banjalukaner Pfarrer, wie gehofft und erbeten, zum Treffen hinkommen. Geißler, der Dorfgründer und Vater Schuzbergs, wurde sehr vermisst; und Dehler, der den Bau fördernde Vikar, und Döll, der erste Pfarrer und seine Nachfolger. Auch der Baumeister Willibald Hamburger — jetzt in Kreuznach — konnte nicht kommen, und zuletzt war auch der tüchtige Lehrer Zorn, jetzt Professor in Neu-Verbass, verhindert, der die erste Anregung zum Kirchbau gegeben hat bei der Einweihungsfeier der Schule 1909. Den künstlerischen Schöpfer der Kirche, Herrn Geh. Baurat Prof. Püzer in Darmstadt, deckt schon lange der Rasen des Friedhofes.

Aber die Reise sollte und konnte doch nicht nur Schuzberg gelten, — dafür sind dem Banjalukaner Pfarrer, sonderlich aus der unvergeßlich schönen Ferienpfarrerzeit vor drei Jahren, die vielen andern Gemeinden, vor allem Banjaluka selbst, und die ärmsten seiner Pfarrkinder in Prosara und Branovaz zu eng ans Herz gewachsen. Vorher sollten dem durch anstrengenden Großstadt-Pfarrerdienst außerdem auch etwas erholungsbedürftig Gewordenen ein paar Tage Ausspannung gegönnt werden. Freilich kam es nachher ein wenig anders.

Was ist das für eine herrliche Fahrt durch Salzburg und Kärnten, flüchtig leider nur vorbei an Gastein, hinein in den langen Tauern-tunnel, und nach kurzer Fahrt zwischen ragenden Bergen durch den Karawankentunnel nach Jugoslawien! Laibach ist erster kurzer Halt, wo das Denkmal eines evangelischen Pfarrers, des Reformators und slowenischen Bibelübersetzers und damit Schöpfers der slowenischen Schriftsprache Primus Truber (1508 bis 1586) auf dem schönsten Platz der Stadt von großer, halbverwehter evangelischer und heute noch lebender nationaler Erneuerung die geschichtliche Erinnerung wachhält. Eine schöne Morgenfahrt durch abwechslungsreiches Tal der Save nach Agram, wo Bischof Popp die evangelische Kirche

Jugoslawiens mit Klugheit und jugendlicher Tatkraft leitet. Herzerquickend war der Empfang durch seinen kleinen fünfjährigen Sohn, der schmetternd die Hacken zusammenschlug und, die linke Hand am Bäumlein, die rechte ausgestreckt, grüßte, „weil so ein deutscher Junge grüßt“, — ein kleiner bezeichnender Zug, der erkennen läßt, welche Gäste durchs bischöfliche Haus ziehen, und die Hoffnung weckt, daß der südslawische Bischof geistig an die Überlieferung der Siebenbürger Sachsenbischofe anknüpft, die Hort von Glauben und Volkstum sein und bleiben wollen. Er und der bosnische Senior gaben mir gern die Vollmacht zu meiner bevorstehenden kirchlichen Arbeit im Lande.

Auf der neuen Likabahn geht's — nachdem in Agram die umständliche Devisenwechselung erledigt ist — südwärts ins Bereich des Karsts und der Dinarischen Alpen. Ein Idyll lockt unterwegs zu — leider nur kurzem — Besuch, die Plitvicer Seen, eine über eine Meile lange Reihe untereinander durch kleine und große Wasserfälle verbundener 16 Seen in reizvollster Mannigfaltigkeit des Eindrucks: breit im Wiesental hingelagert ein großer, zwischen waldiven, von Wasserstürzen überrauschten Steilhängen die andern, im öden grotesken Karstland die letzten, von denen ein Schluchtweg zu gewaltigen, noch fast unberührten Tropfsteinhöhlen führt. Das alles mit seinem Wechsel von Lieblichkeit, Großartigkeit und Härte ist so schön, daß man es eigentlich nicht am Anfang einer Reise sehen sollte: es nimmt allem noch Kommenden etwas von seinem Reiz.

Abends werden wir in Split (Spalato) am Bahnhof schon empfangen von Gliedern der dortigen kleinen evangelischen Gemeinde, die weiß, daß ich ihr am nächsten Sonntag einen der ganz seltenen (der meine ist überhaupt erst der dritte in vielen Jahren) Gottesdienste zu halten mich erboten habe. — Nun kommt die Ruhe am Strand, auf Inselfahrten, in Wanderungen durch alte Kulturstätten, das römische Salona, das venetianische Trau (Trogir), vor allem das in die alten Mauern des Diokletianspalastes eingepreßte alte Spalato selbst. — Aber schon am dritten Tage ruft wieder seltsamer Pfarrerdienst: in einem Hotel ist eine deutsche evangelische Frau — zufällig sogar aus dem Rheinland — plötzlich gestorben; der Wirt wußte von meinem Dasein aus der Zeitung; so bat mich der Gatte, die Beerdigung zu halten. Wenn auch nachher mancher Schatten auf die traurigen Umstände dieses Todes fiel, mir wird diese erste deutsche evangelische Beerdigung, die die alten Mauern Spalatos überhaupt gesehen haben, unvergesslich bleiben. Sie zeigte zugleich den Zusammenhalt der wenigen Evangelischen, die, schnell verständigt, an dieser Beerdigung teilnahmen und so ihren Pfarrer für den nächsten Sonntag schon kennenlernten, und die brüderliche Verbundenheit mit der orthodoxen („griechisch-katholischen“) Kirche, deren beide Geistliche an der Feier und dem Trauergesolge teilnahmen. — Da ich zum Gottesdienste meinen Salar mitgebracht hatte, zogen wir in feierlichem Zuge um die Stadt, über den wimmelnden und nicht wenig staunenden Markt, voraus ein riesiges, aus Palmen gebundenes Kreuz, ein Gruß der hiesigen

Gemeinde, zum bischöflichen Palais, vor dem nach Ortsfite die „zweite Aussegnung“ stattfinden sollte, die ich auch in Form einiger schlichter Bibelworte als Entlassung des Trauergefolges hier hielt. Und dann ging's im Wagen hinaus zum Friedhof in seiner Karsteinsamkeit, mit seiner wunderbaren Aussicht auf Meer und Inseln, überragt von der truzigen, einst türkischen und venetianischen Bergfeste Klis, wo die zunächst provisorische Beisetzung in einer großen Grufthalle der „Bruderschaft vom heiligen Rochus“ stattfand. — Aber damit war der außerordentliche Pfarrerdienst in Spalato noch nicht am Ende. Beim evangelischen Zahnarzt, Dr. R i t t m a n n, einem trefflichen ehemaligen deutschen Fliegermajor, der nach dem Zusammenbruch des Heeres in zäher Arbeit sich hier ein neues Leben aufgebaut und dem deutschen Namen Ehre und Vertrauen erworben hat, fand ich ein verflagenes deutsches Vögelchen, das der deutsche Honorarkonsul — übrigens ein ehemaliger Banjalukaner — in eigener Ratlosigkeit zum Landsmann geschickt hatte. Unser Zahnarzt und gleichzeitig das Haupt und die Seele unserer kleinen deutschen evangelischen Gemeinde, war freilich zunächst nicht minder hilflos und recht erleichtert, als er das arme Menschenkind mir in die schnell improvisierte „Pfarrsprechstunde“ überweisen konnte. Zunächst galt es, bei dem verängsteten, erschütterten und haltlos gewordenem jungen Mädchen Vertrauen zu finden. Dann kam's langsam heraus: Erwerbslosigkeit der Pflegeeltern zwangen zum Verdienen; eine Stellung in der Schweiz dauerte nicht lange; ein neuer „Bekannter“ riet zu weiterem Ausland, und so zogen sie zusammen über Triest, zuletzt angeblich zu Fuß durch Dalmatien, bis hierher, wo sie mittellos strandeten. Was dazwischen liegt, braucht nicht gesagt zu werden. Und wohin wollte sie? Ins Ungewisse, nach Alexandrien, Kairo oder Stambul. Da ich diese Orte alle aus eigener Anschauung kenne, mußte ich dringend abraten. Allmählich kam auch die Angst vor dem irgendwo doch auf sie wartenden Reisegefährten heraus. Frei wollte sie werden und wieder sauber. Aber verdienen! Lange mußte ich zureden, bis sie bereit war, in die Heimat zurückzukehren. Wir fanden schließlich, wie durch Fügung, einen Deutschen, der sie in seinem Wagen heimnehmen wollte und mir zusagte, für sie zu sorgen. — Was mag aus ihr geworden sein?, dachten wir oft unterwegs. Nach der Heimkehr fand ich hier einen Brief, der mir sagte, daß sie sich wirklich heimgefunden hat. Wenn wir nicht uns „zufällig“ getroffen hätten, wo wäre sie wohl jetzt versunken?

Das alles war „Ferienholung“. Zu größeren Ausflügen reichte es nun nicht mehr. Kurzola, Lissa, Ragusa blieben Träume; statt dessen besuchten wir die Gemeindeglieder und sonnten uns in freigelegter Sonne, bis der Sonntag den Gottesdienst als besonderes Erlebnis brachte. Wir brauchten nicht, wie ich erwartet hatte, in einem Gasthausaal zu feiern: die hiesige orthodoxe Gemeinde gab uns Gastrecht in ihrer schlichten Kirche. Auch das war nur wieder eine Folge der klugen und großzügigen Haltung des Bischofs Popp. Die serbisch-orthodoxe Kirche Jugoslawiens feierte in diesem Jahre das 700 jährige Gedächtnis ihres Nationalheiligen, des heiligen Sava,

des Gründers und ersten Erzbischofs der serbischen Nationalkirche, der um Kirche, Schule und geistige Hebung seines Volkes die größten Verdienste sich erworben hat. Popp wies die evangelischen Gemeinden an, Einladungen der orthodoxen Gemeinden zu diesen Feiern, wie sie hierzulande üblich sind, anzunehmen, Vertreter zu schicken und dadurch ihre Verbundenheit mit dem Staatsvolk und seiner Kirche zu bekunden. Seine Anweisung wurde im Staatsanzeiger gleichzeitig mit der Verfügung des römisch-katholischen Erzbischofs veröffentlicht, der seinen Gläubigen jegliche Beteiligung an solchen schismatischen Feiern untersagte. Auf das auf meine Veranlassung erfolgte Gesuch des bosnischen evangelischen Seniors Hamm in Sarajewo um freundliche Überlassung der Kirche für unsern Gottesdienst, antwortete der orthodoxe Bischof von Sebenico wörtlich in einer Weisung an den Propst („Protos“) in Spalato: „In Hochschätzung des loyalen Verhaltens der evangelischen Kirche unseres Königreiches gegenüber der pravoslavischen (= rechtgläubigen, orthodoxen) Kirche, das sich immer wieder, besonders aber bei der Feier der hl. Sava, gezeigt hat, halten wir es für richtig, die Bitte des Evangelischen Pfarramtes in Sarajewo . . . zu erfüllen. Wir bewilligen daher, daß man dem evangelischen Pfarrer die dortige Kirche zur Abhaltung des Gottesdienstes für die dortigen evangelischen Gläubigen zur Verfügung stellt, damit derselbe seinen Gottesdienst nach dem vorher abgehaltenen Gottesdienst der pravoslavischen Kirche abhalten kann usw. Der dalmatinische Bischof, gez. Irenaeus.“ Durch persönliche Liebenswürdigkeit des Propstes Urukalo und seines Pfarrers wurde eine wirklich ökumenische Rundgebung aus dem ganz schlicht geplanten Gottesdienst der kleinen evangelischen Gemeinde. Nach dem orthodoxen Gottesdienst, der Eucharistie (= Messe) betraten der Propst und ich den erhöhten Vorraum vor dem Altar und grüßten uns gegenseitig (ein Gemeindeglied hat es heimlich im Bild¹⁾ festgehalten), die orthodoxe Gemeinde blieb fast vollzählig da; zu ihr kamen unsere Gemeindeglieder. Auf Gesang mußten wir — trotz von mir schon in Köln vorbereiteter Liederzettel „für den evangelischen Gottesdienst in Split“ — leider verzichten, zumal nach dem herrlichen liturgischen Gesang des vorherigen Gottesdienstes, da die Gemeinde, auch noch ohne begleitendes Instrument, es sich nicht zutraute. Wann haben sie wohl zuletzt einen Choral in einer Kirche zusammen gesungen? — Ich predigte über das ur- und gemeinchristliche Bekenntnis, „daß Jesus Christus sei mein Herr“, wunderte mich zunächst über die große Gemeinde — über 150 (da ich nicht wußte, daß die orthodoxe Gemeinde geblieben war), fand aber in manchem Gesicht, nicht zuletzt in denen der ebenfalls anwesenden Geistlichen, deutliche Anzeichen des Verstehens. Dann hielt ich am Altar, mit den freundlichst zur Verfügung gestellten heiligen Gefäßen, heiliges Abendmahl und bat dann meine eigentlichen evangelischen Gemeindeglieder, zurückzubleiben, damit ich sie einzeln grüßen könne. Und da zeigte sich nun das Erstaunliche: zuerst kam das ge-

¹⁾ Siehe S. 125 in Heft 2/1936 dieser Zeitschrift.

samte Presbyterium der altkatholischen Gemeinde mit ihrem Pfarrer an der Spitze zu brüderlicher Begrüßung, dann etwa 10 deutsche Katholiken, und zuletzt 16 (sechzehn!) Evangelische, die, nach Abrechnung einiger zur Zeit von Spalato Abwesender, die ganze evangelische Kolonie bildeten. Der Propst dankte — ohne meinen berechtigteren Dank abzuwarten — für die schöne Feier, deutete an, daß der heutige Gottesdienst auch für seine Gemeinde für einige Zeit der letzte in dieser Kirche sein werde, da die Kapelle abgerissen und durch eine schönere neue Kirche ersetzt werden solle, in die er uns aber heute schon herzlich für unsere späteren Gottesdienste einlode. — Daß ich unsere Kirchensammlung als einen Dankesbeitrag für den neuen Kirchbau ihm übergeben konnte, hat ihn sichtlich gefreut und auch seiner Gemeinde Eindruck gemacht.

In Split (Spalato), als dem Hauptplatz des dalmatinischen Slawentums, bezeugt ein gewaltiges, die engen Raumverhältnisse des alten Innenhofes (Peristyl) des ehemaligen Kaiserpalastes fast erdrückendes Denkmal eines Bischofs Orgur Nincki von der Hand des in Split wohnenden Ivan Meschtroviz das nationalslawische Erwachen. Dieser bisher kaum in der Geschichte beachtete Kirchenfürst, im Denkmal dargestellt wie Luther, die Hand auf dem aufgeschlagenen Buch — hier freilich der Liturgie — hat auf einem Konzil zu Spalato 925, zunächst freilich vergeblich, die altslawische, „glagolitische“ Kirchensprache im Gottesdienst verteidigt und gefordert und gilt heute als völkischer Held.

Die Tage der „Ruhe“ waren schnell vergangen. Nun rief Bosnien. Bis zur Schutzberger Kirchweih waren noch knapp 14 Tage. Und die sollten mich noch in die Banjalukaner Gemeinden führen. Seltsamerweise war die einfachste Fahrt von Spalato nach Banjaluka nicht der „nächste“ etwa 375 km lange Weg, der uns zweieinhalb Tage gekostet hätte, sondern die in scharfen Haken nördlich nach Ugram und von da südöstlich führende Bahnstrecke, die uns trotz ihrer 560 km in knapp 20 Stunden nach der alten Heimat brachte, wo uns das altgewohnte Pfarrhaus gastlich aufnahm. Hier war ich ja von dem oben erwähnten Pfarraufenthalt vor drei Jahren vertrauter, brauchte die neu asphaltierte Hauptstraße und die prachtvollen neuen Regierungsgebäude, um die neue orthodoxe Kirche herumgruppiert, nicht erst zu bestaunen. Nur das immer mehr ins Auge fallende Zurücktreten der einstmals interessantesten Bewohner der Stadt, der Türken, fiel mir auf. Die türkischen Firmenschilder sind ganz verschwunden, ebenso die altmodische Verhüllung der Frauen in den sackartigen schwarzen Mantel und der dichten weißen Kopfhülle; an deren Stelle sind modische Kleider, elegante „Bata“-Schuhe und ein knapper schwarzer Gesichtsschleier getreten. Ganz türkisch sind — das zeigen die Straßennamen, trotz zyrillischer Lettern — noch die Bewohner der südlichen Gartenstadt Gornji Schemer, wo wir uns täglich nach einstündigem Anmarsch in heißen Schwefelbädern erquickten. — Aber auch hier riefen bald liebe Pflichten aus tatenloser Ruhe.

Zunächst Lage, Aufgaben und Sorgen des Pfarrortes Banjaluka. Die Stadt, früher ein Landstädtchen mit einem (etwa ins Deutsche übertragen) Regierungspräsidium, ist heute Hauptstadt des neuen Vrbasbanats. Wie einst der k. u. k. Beamte und Offizier, so beherrscht heute der serbische das öffentliche Leben; die deutsche Sprache tritt aus dem Verkehr zurück, wird zwar noch meist, aber nicht überall verstanden, selten auf der Straße gesprochen. Die Stellung des evangelischen Pfarrers, der einst anerkannt zu den Spitzen der Behörden und der Gesellschaft gehörte, hat nach der politischen Umgestaltung zunächst erheblich verloren: häufiger Pfarrerwechsel, z. B. sehr junger Pfarrer, vor allem aber ihre mangelnde Kenntnis der Staatsprache, waren die Hauptgründe. Vor fünf Jahren fand ich einen sehr tüchtigen schwäbischen Missionar als treuen Pfarrer und Seelsorger, aber ohne jede Verbindung mit den Behörden und der Umwelt, an, — vor drei Jahren einen ganz jungen, unerfahrenen, dazu noch schwerkranken, inzwischen verstorbenen Anfänger. Jetzt ist dort ein älterer, die Staatsprache beherrschender Pfarrer aus Slavonien. Das hat für die Gemeinden große Bedeutung, da für alle wirtschaftlichen, kulturellen, Schul- und Gemeindefragen die persönliche Verbindung des Pfarrers mit den Behörden wichtig ist und vor allem viele Hemmungen und Übergriffe der unteren Instanzen aufheben kann. Drum muß m. E. das Pfarramt in Banjaluka erhalten bleiben, obwohl die Gemeinde wenig seßhaft, an Zahl (angeblich 170) nicht groß (freilich z. B. größer als vor 25 Jahren!), an konfessioneller und völkischer Zuverlässigkeit nicht immer vorbildlich ist. Bei der politischen Achtung, welche die Kirchen genießen — bei allen nationalen Anlässen sind z. B. feierliche Gottesdienste aller Konfessionen in Anwesenheit der Behördenvertreter —, ist eine einigermaßen würdige Selbstdarstellung der Kirche erwünscht, ja nötig. So sollte das bisher — mit Recht — gegenüber den Kolonien vernachlässigte Bethaus der Gemeinde in seinem gottesdienstlichen Raum, der 1898 erbaut worden ist, endlich einmal „überholt“ werden. Und der Wunsch nach einem bescheidenen Türmchen für eine Glocke, die auch die evangelische Stimme in der kirchlichen Polyphonie Banjalukas ertönen läßt, sollte wohl erfüllt werden, nachdem er immer wieder vor dringlicheren Anliegen der Kolonie zurückgestellt worden ist¹⁾.

Und nun die Kolonistengemeinden, heute ja nur ein Bruchteil derer, die wir einst schlecht und recht mit Aufbietung der letzten Kraft auf dauernden Predigtfahrten (1909 war ich laut Pfarrertagebuch 250 Tage unterwegs und legte dabei etwa 20000 km Dienstwege zurück) betreuten.

Prijedor, zwar günstig an der Bahn gelegen, kann bei der irrsinnigen kilometerweiten Zerstreuung seiner paar Familien nie „Gemeinde“ werden und wäre wohl kirchlich und national schon verloren, wenn nicht die zähen Schwaben ihre Kinder auf Jahre in Pflege nach — Schußberg schickten, wo

¹⁾ Inzwischen ist Pfarrhaus und Bethaus durch Erdbeben schwer beschädigt worden, und ihre Wiederherstellung, die dringend nötig ist, Gegenstand schwerer Sorge.

sie wieder einmal in die Lebensflut deutschen, evangelischen Gemeindelebens eintauchen können. Rudolfstal, jetzt Alexandrovaz sind ebenso wie Troschelje und Leskovaz, heute verhältnismäßig leicht in zweimal täglich verkehrenden, freilich meist qualvoll „balkanisch“ vollgepfropften Autobussen zu erreichen; ersteres verödet langsam um seine immer einsamer werdende Kirche, die jetzt 50 Jahre steht, eine Gründung Pfarrer Kolatscheks und des treuen, jüngst heimgegangenen Braunschweiger Bosnienfreundes Bankherr Ebeling. Ob es gelingen wird, die Gemeinde durch Neu- und Umsiedlung evangelischer Bauern in die deutsche, hier wesentlich katholische Umgebung zu stärken und lebensfähig zu machen, scheint nicht sicher. Konfessionell gemischte deutsche Gemeinden stehen durch kirchliche und völkische Doppelfront und die kroatische katholische kirchliche Obrigkeit hier in besonderer Gefahr. — Ein Abend in Troschelje zeigte mir tüchtige Bauern, kirchliche Gemeinschaft, Vertrauen zum Pfarrer und — das Allerseftsamste in Bauerngemeinden — gegenseitige opferwillige Hilfsbereitschaft für den wirtschaftlich Schwächeren. Da sie ein eigenes Bet- und Schulhaus haben, sind sie gemeindlich von Rudolfstal abgerückt, das etwa 10 km entfernt ist. Hier könnte und sollte die Gemeinde, die konfessionell ziemlich geschlossen ist, durch Zuziedlung zur tragfähigen Schulgemeinde gestärkt werden. Land scheint zu haben zu sein. Das käme vielleicht in eher Frage für die Zukunft der Siedler in den beiden folgenden, etwa 15 km voneinander entfernten Gemeinden Branovaz und Prosara im Norden des Pfarrsprengels, die ewigen Schmerzenskinder des Banjalukaner Pfarramtes. Diese Siedlungen, seinerzeit von der Regierung abseits der Straße, auf schwer zugänglichem Bergwald als Streusiedlungen angelegt, haben nach 40 Jahren nicht nur die Nöte des Anfangs noch nicht überwunden, sondern scheinen überhaupt nicht hochkommen zu können. Je etwa 160 Seelen sind auf etwa 8 km langem Bergwand in je etwa 25 Häusern angesiedelt; die Acker sind z. T. an sich dürftiger Boden, dazu noch auf abschüssigem Gelände, von denen Regengüsse den Humus immer wieder wegschwemmen; die serbische Nachbarschaft war und ist unfreundlich, ja feindlich, obgleich die „Lehrer“, — der über 70jährige Meyer in Prosara und der rührige, junge Koch in Branovaz besonders als Naturärzte in der ganzen Umgebung Vertrauen zu ihrer selbstlosen Hilfe genießen. Die wirtschaftlich und seelisch Tüchtigsten sind diese z. T. aus Rußland rückgewanderten Siedler auch nicht; der Alkohol spielte — wenigstens früher, jetzt kaum mehr — eine böse Rolle. Sie sind vereinsamt, aber von einer rührenden, treuen Kirchlichkeit. Es wäre dringend zu wünschen, daß man diese, am jetzigen Ort hoffnungslosen, Siedlungen durch planmäßige Umsiedlung an lebensfähige, innerlich gefestigte heranzöge. Dahingehende Pläne, die hier nicht im einzelnen dargelegt werden können, werden soeben unter Aufsicht des Bischofs Popp von Pfarrer Ellenberger mit sorgfältiger Vorbereitung geprüft und hoffentlich bald verwirklicht. Die Gottesdienste, die ich in beiden Kolonien hielt, waren meiner Frau und mir stärkstes Erlebnis, für das wir gern die stundenlange, strapaziöse Leiter-

wagenfahrt auf Wegen, die noch genau so schlimm waren wie vor 25 Jahren, ausgehalten haben. Leskovaž, die neuere hoffnungsvolle Siedlung tüchtiger Batschkaer Bauern — hier verlebte der verdiente, leider erblindete Prediger Krähenbühl seinen Lebensabend — inmitten und westlich des katholischen Dorfes Windhorst, konnte ich aus Zeitmangel diesmal nicht mehr besuchen; ebensowenig das große Königsfeld-Dubrova, das mit Urbaschka (jetzt Karadschorjowo) und einigen Kleinsiedlungen selbständiges Pfarramt geworden ist. In allerhand Nöte, die aber durch die jetzige Kirchenleitung wohl behoben worden sind, konnte ich an beiden Orten vor drei Jahren hineinsehen, — Nöte übrigens, die wir schon vor 25 Jahren getragen haben.

Die Fabrikgemeinden Dobrlin und Drvar im Urwald, die von Beamten und Arbeitern des großen, einst deutschen Sägewerkes Steinbeiß gebildet wurden, sind z. B. „eingetrocknet“. Die Evangelischen und Deutschen sind nach dem Krieg fast ganz durch Einheimische ersetzt worden nachdem die Werke enteignet und in Staatsbetrieb genommen waren.

„Ein deutsches Volksfest auf dem Balkan“, so muß ich das schönste Erlebnis unserer Reise überschreiben, die Jubiläumsfeier auf dem Schußberg: schlicht evangelisch, fröhlich und kerndeutsch war das Fest der so schwer heimgesuchten Gemeinde — und dadurch ein echtes und, wie ich glaube, stärkendes Fest.

Nicht mehr so romantisch und gemütlich wie einst, aber dafür auch nicht mehr so zeitraubend wie vor 25 Jahren, war die Hinfahrt. Damals galt es einen zwei Tage langen Ritt oder ebenso lange Wagenfahrt: unvergeßlich bleibt uns die Novemberfahrt 1910 zur Kirchweih mit unserm kleinen Sohn, der damals als erster Säusling in der neuen Kirche getauft worden ist, mit ihrem Schneefall auf der Heimfahrt und dem nächtlichen Landen auf türkischem Leiterwagen im eiskalten Pfarrhaus in Banjaluka. Jetzt fuhr man im Postauto, freilich in dichten Staubwolken und eng gedrängt, in ein paar Stunden hin. Herzlicher Empfang bei dem „Vater seiner Gemeinde“, dem unverzagten Kämpfer und Walter, Pfarrer Sommer und seiner gleichgesinnten Frau! Sie haben nicht nur ein schönes Erbe erhalten, sondern ausgebaut in guten und noch viel mehr gerettet in bösen Tagen. Stolz ragt noch Turm und Kirche weithin in das Land vom Berg, aber fausttiefe Gruben im Edelpuz, zahllose, an Maschinengewehrunden erinnernde Löcher an der Kirchenwand erzählen beredt von dem furchtbaren Hagelwetter am Himmelfahrtstage.

Ursprünglich war mein Plan, die Tage vor dem Fest noch zu Besuchen einiger Gemeinden im ehemaligen Ostbezirk meiner alten Pfarre auszunutzen; nachher aber erwies sich die von mir zuerst sehr bedauerte Tatsache, daß vergessen worden war, die Gemeinden zu verständigen — und ohne die notwendigen Fuhren konnte ich sie nicht erreichen —, als Vorteil eigener Art. Wir fanden Zeit, einmal das ganze Dorf, wie ich es auch bei den übrigen Gemeinde-

Schutzberg in Bosnien



Pfarrer Ferdinand Sommer-Schutzberg



Der orthodoxe Propst und serbische Landtagsabgeordnete von Prnjavor begrüßt bei der Jubiläumsfeier die Gäste. Rechts der deutsche Konsul Dr. Gördes aus Sarajewo



Die Jubiläumsfeier auf dem Lutherplatz vor der Kirche



Im Jahre 1935 wurde die Gemeinde von einem schweren Hagelwetter betroffen

Schutzberg in Bosnien



Festmahl bei der Jubiläumsfeier



Erstes Kolonistenhaus

befuchen gehalten hatte, Haus für Haus zu besuchen, und das kostete bei fast 200 Häusern, die über eine deutsche Meile weit sich hinziehen, uns beiden tagelang viel Zeit und Kraft. Aber es lohnte sich auch: nicht nur, weil man alte Erinnerungen auffrischen konnte — viele alte Freunde mußte ich freilich auf dem Friedhof besuchen —, sondern weil es mir eine selbständige Anschauung von Lage und Schwierigkeiten in Schuszberg gab. Das Dorf ist in Straßen geteilt, deren eine Lutherstraße heißt; auch im einst unbewohnbaren Ultrinskilug haben sich unter günstiger gewordenen Verhältnissen einige Siedler wieder niedergelassen, — überall spürt man den schweren Druck der vernichteten Ernte, wenn auch schnell nachgesäte Sommerfrucht hie und da noch einen kleinen Trostertrag gebracht hat. Das großzügige Hilfswerk, das Pfarrer Sommer mit schönem Erfolg eingeleitet hat, ist natürlich für ihn vor allem eine Quelle von viel Ärger, Angriffen, ja Verdächtigung geworden; denn nun möchte jeder möglichst viel haben, am liebsten gleich, — er hält mit eiserner Faust die Mittel zunächst für Saatgut fürs neue Jahr zusammen, wohl wissend, daß im Winter und Frühjahr erst die wahre große Not einsetzen wird. Aber er setzt sich, darin auch von Senior Hamm in Serajewo tatkräftig unterstützt, durch. Bei allgemeiner Not werden Menschen verständlicherweise leicht eng und nur auf eigene Not bedacht; so kann man die Bauern wohl entschuldigen, so wenig schön sich im Leben hart gewordene Menschen auch äußern. Jedenfalls scheint jetzt, nicht zum wenigsten durch das Fest, altes, dankbares Vertrauen zum Pfarrer wieder da zu sein.

Daß im verhältnismäßig kleinen Dorf zwei genossenschaftliche Molkereien, die schönen Ertrag abwerfen, nebeneinander stehen und z. T. gegeneinander arbeiten, gehört auf das gleiche Blatt dörflicher Erbfehler. Natürlich sollte ich auch da auf meinen Vorfängen für die Parteien gewonnen werden.

Das Schlimmste ist — in allen Gemeinden — der Tiefstand der Preise für die Erzeugnisse von Stall und Feld: daß wir ein Kalb, ausreichend für drei Mahlzeiten von je etwa 30—50 Festgästen für *R.M.* 5.— (fünf!) kaufen konnten, daß eine Schachtel Streichhölzer mit dem Gegenwert von 3—4 Eiern bezahlt werden muß, ist erschütternd. Und dazu noch die weiten Wege zu den Märkten!

Neben der — vor fast 30 Jahren von mir eingeweihten — Staatsschule, für die Pfarrer Sommer endlich deutsche Unterrichtssprache durchgesetzt hat, die freilich als Bau üble Risse zeigt, steht das von Schweizer Freunden gestiftete Zwingli-Haus; Gemeindehaus, Kleinkinderschule, Religionschule, Lesezimmer, Schwesternstation und Notapotheke bergend, ein köstlicher Besitz der Gemeinde. Das Jungvolk ist, geleitet von einem Jugendführer, den deutsche Hilfe geschickt hat, stramm und froh und deutsch gesammelt; die nicht schulpflichtigen Kleinen tummeln sich von früh bis nachmittags im Rinderhort unter Leitung der Schwester auf ihrem Spielplatz — sie können eine nahrhafte Fleischsuppe mit Brot auch für 2 bis 3 Pfennige haben, — und man könnte, vom Pfarrhausfenster aus dies Leben überblickend, meinen, man sähe in einem deutschen Dorf in der Rhön

oder im Erzgebirge. Auf der Dorfstraße hört man nur deutsches Wort, klingt am Abend nur deutsches Lied: die Kirche ist zur Seele des deutschen Dorfes geworden.

So war unser Herz voll dankbarer Freude, und wir waren heimisch geworden in Schußberg, ehe die Festtage anfangen.

Noch ein Erfreuliches fiel mir auf: Schußberg hat Wassers die Fülle. Als wir die Kirche bauten, mußte das Wasser in Fässern aus dem Bach im Tal heraufgefahren werden; als mein Sohn seinerzeit zur Taufe morgens ankam, gab's nicht mal Wasser, ihn zu waschen, — nun hat ein „Rutengänger“ allenthalben Wasseradern auf dem Berg entdeckt, und fast jedes Haus hat seinen Brunnen. Was das bedeutet, weiß nur, wer die brunnenlose Zeit mit erlitten hat.

Die Feier, zu der zahlreiche Gäste, u. a. der bischöfliche Pfarrer als Vertreter des in München beim Gustav Adolf-Fest weilenden Bischofs Popp, der deutsche Konsul aus Sarajewo, Pfarrer und Gemeindeabordnungen aus den bosnischen Gemeinden u. v. a. m., sich schon eingefunden hatten, begann sinnig mit einer Gedenkfeier für die entschlafenen Gründer und Pioniere der Siedlung auf dem Friedhof. Leider konnten wir nicht zu dem mit einem neuen großen Kreuz geschmückten alten Friedhof der Malariaopfer der ersten Zeit ins „Lug“, aber unterm Kreuz des neuen Friedhofs, auf dem ich am Tage vorher für den erkrankten Pfarrer noch ein Kind beerdigt hatte, dachten wir vor allem auch nach dorthin.

Psalm 77, 6—14 gab den Grundton für unser dankbares Gedenken an Väter und Mütter, auch an die kraftvolle Jugend der im Weltkrieg ge-fallenen.

Abends sammelte sich bei Fackelschein die Gemeinde mit ihren Gästen um eine geschickt gezimmerte Tribüne auf dem Lutherplatz vor der Kirche. Neben der Staats- und der evangelischen Kirchenfahne, einem Geschenk meiner Kölner Gemeinde, flatterten die Fahnen der Heimat, schwarz-weißrot und die Hafentreuzfahne über der Versammlung. Herzliches Grußwort des Pfarrers, Chöre des Jungvolks, unter denen auch das Lied der neuen deutschen Jugend von der Fahne, die uns voranflattert, nicht fehlte, ein schlichtes Erinnern, wie es damals vor 25 Jahren zugegangen ist, daß dieses deutsche evangelische Wunder in Bosnien, die Kirche auf dem Schußberg Wirklichkeit wurde, Dank für den Erbauer, Architekt Hamburger in Kreuznach, und den tüchtigen damaligen Vikar W. J. Dehler, jetzt in Heinrichsbad bei St. Gallen, ein Gedenken an manch erregte Sitzung damals, an Sorgen und auch mancherlei Heiteres, — da waren die Fackeln heruntergebrannt, der Abendwind wehte kühler über die Berge, und die dunklen Gruppen suchten still den Heimweg.

Den Kinder-gottesdienst am Festtage hielt der Pfarrer von Königsfeld; um die Festpredigt hatte die Gemeinde mich gebeten, da ich die erste Predigt in der Kirche gehalten hatte. Und da der Bischof selber leider nicht dabei sein konnte, so übernahm ich sie gern und predigte über das alte Leit-

wort der Gemeinde Schußberg: „Der Herr ist des Armen Schutz, ein Schutz in der Not“ (Ps. 9, 10).

Wie steht doch die ganze Geschichte der Gemeinde unter diesem immer wieder von neuem bewährten Wort von dem Herrn, vor dem wir uns fürchten, von dem Heiland der Armen, den wir lieben, von dem Vater, dem wir vertrauen in aller Not. Mächtig klang das evangelische Trutz- und Glaubenslied aus der enggedrängten Gemeinde in der Schußburg. Ein warmes, zu Herzen gehendes Grußwort des Bischofs entbot vom Altar aus der bischöfliche Pfarrer Becker aus Agram.

Dann strömte die Gemeinde auf den Lutherplatz vor der Kirche zu feierlicher Rundgebung. In der Landessprache redete kraftvoll der bosnische Senior von der Treue Schußbergs zum Staat; von froher Begeisterung getragen der deutsche Konsul, Herr Dr. Gördes, von der Treue Schußbergs zu deutscher Art. Hier fügte sich eine sehr beachtliche Glückwunschede des serbischen Landtagsabgeordneten und orthodoxen Propstes der Kreisstadt Prnjavor ein, der meinte, sich entschuldigen zu müssen, daß er nicht deutsch spräche, aber es käme ihm so von Herzen, daß er seine Muttersprache nehmen müsse; man werde ihn ja auch so verstehen. „Liebe Brüder und Schwestern Supceržani“ (sprich Schußberjani), grüßte er die Gemeinde. (Wie hat man früher, auch in österreichischer Zeit, den deutschen Namen Schußberg unterdrückt und nur Glogovaš gelten lassen wollen!) Treues Festhalten an deutschem Volkstum stünde nicht nur nicht im Gegensatz zu Staatstreue, sondern je bessere Deutsche sie wären, um so wertvoller für den Staat. Er bewundere das deutsche Volk, seine Leistungen und seine Führung, die auch für Jugoslawien vorbildlich seien. Er versicherte, daß er in seiner politischen Stellung als Abgeordneter stets Ohr und Herz und Tat haben werde für seine lieben Nachbarn in Schußberg. — Daß ein Serbe, der kirchlich und völkisch auf anderm Boden steht als wir, solche Worte fand, ist, auch wenn man 50% auf die Begeisterung der Stunde abschreibt, ein schönes Zeichen; — daß er, wie das kleine Bildchen zeigt, zufällig ausgerechnet unter der zu Ehren des Deutschen Konsuls aufgezogenen Hakenkreuzfahne sprach, ein eigenartiges Sinnbild völkischer Verbundenheit, wie das andere Bild aus Split (s. o.) auf kirchlichem Gebiet die christliche Brüderlichkeit aufzeigt. — In tiefen starken Worten schloß der bischöfliche Pfarrer Becker mit der Forderung: Treue zur Kirche des Evangeliums!

Erinnerungen an den Tag der Kirchweihe vor 25 Jahren gingen mir durchs Herz: ich hatte damals „gewagt“, auf dem Kirchturm neben der österreichischen Staatsfahne die Fahne des deutschen Volkstums in Österreich — schwarz-rotgold — zu hissen und wurde dafür beim Ministerium wegen „pangermanistischer Propaganda“ angezeigt; der damalige Deutsche Generalkonsul mußte aus politischer Rücksicht schweigen; die Stimme der Gesamtkirche fehlte überhaupt. Und nun unter slawischer Herrschaft — welch schöne Wendung!

Nach dem in schwäbischer Fülle im Freien gereichten Festmahl für die auswärtigen Gäste, die wegen der Not in den Kolonistenhäusern nicht von

diesen einzeln eingeladen werden konnten, war eine bosnische Synode in der Kirche, bei der u. a. mir die Würde eines Ehrenseniors verliehen wurde, die ich nun mit meinem Vorgänger D. Geißler teile.

Den Nachmittag füllte ein anspruchsloses und doch so fröhliches, besonders von den Ehrengästen aus Prnjavor, die z. T. schon vormittags in der Kirche waren und nun die Tribünen füllten, lebhaft bestauntes Volksfest auf dem Lutherplatz. Ohne Buden und Ringelspiel, alles aus dem Dorf gewachsen, von Pfarrer, Schwester und Jugendlichen vorbereitet, fügten sich Reigen der ganz Kleinen, Spiele und Scherze der Volksjugend, turnerische Vorführungen der Jungmannen stundenlang aneinander. Es gab kein Ermüden bei jung und alt; die jungen Mütter zogen sich mit ihren Säuglingen, wenn's Zeit war, an die Kirchenwand zurück und befriedigten die Dürstenden; die Alten freuten sich über die hoffnungsvolle Jugend, und warmer Dank wurde dem Jugendpfleger, der leider mit diesem Fest auch seinen Abschied nehmen mußte, um nach Deutschland zurückzukehren. Hoffentlich findet sich für ihn gleichwertiger Ersatz! Solche Jugendarbeit ist hier nötiger als irgendwo für Kirche und Volk!

Zum Abendessen hatte mich aus dem Kreise der Festgäste die junge Frau mit in ihr Haus genommen, die ich damals mit meinem Sohn als zweiten Täufling in der neuen Kirche zur Taufe geführt hatte. Wieder glommen Fackeln auf. Wieder sammelten sich die Hunderte auf dem Lutherplatz zum Ausklang und Abschied. Dem Dank und der Freude gab Pfarrer Sommer, vor Erregung kaum des Wortes mächtig, herzbewegenden Ausdruck; herzlich grüßte die ehemalige Muttergemeinde Banjaluka, die, wie eine rechte Mutter in stiller Freude an ihrem herangewachsenen Kind sich bisher zurückgehalten hatte, durch den Mund ihres Pfarrers Ellenberger die große Tochter mit innigen Wünschen für ihre Zukunft; und ich schloß meinen Abschiedsgruß, Dank und Wunsch mit den Worten, mit denen ich vor 25 Jahren im damaligen Gemeindevoten für die deutschen Evangelischen in Bosnien, Kroatien, Slawonien und Südbungarn: „Der Morgenstern“, mich von Schußberg verabschiedet hatte: „Behüt' dich Gott, mein liebes Schußberg und deinen Pfarrer und deine Pfarrerin. Werde und bleibe ein Schußberg deutschen evangelischen Lebens im Lande!“ —

Seller Mondglanz lag über den Bergen und klonm herauf an dem Kirchturm, als ich nachher noch einmal um die Kirche herumging zu stillem Abschiednehmen. Der Weihespruch vom 20. November 1910 zog mir durch den Sinn:

„Schwer war die Mühe, mühselig das Werk: wirklich steht es nun da!
Dankbar denken wir Gottes Schutz, — der Können dem Künstler gab,
schönes Gelingen uns schenkte!

Trozig der Turm! Traulich das Haus! Traut des Schiffes Gebäude!“

Am andern Morgen früh, auf dem, in 25 Jahren bis heute nicht anders gewordenen, furchtbaren Fahrweg, glücklicherweise nur wenige Kilometer zur Haltestelle des Autobus. Aber in der halben Stunde wurden wir recht verzagt: wenn's so weiter geht, — und wir hatten noch einige hundert Kilometer Bauernwagenfabrt für die nächste Woche in unserm Plan — werden wir das körperlich aushalten? Halb scherzhaft meinte in einem andern Dorf ein serbischer Bauer: „Insern Vanus möchte ich einmal ein paar Stunden weit auf unsern Dorfwegen fahren, — dann bekämen wir sicher bessere Straßen!“ Aber auch das ging vorbei! In dichte, kilometerlange Staubwolken gehüllt, kam der Autobus an, vollbesetzt; aber mit fröhlichem Lachen rückte man gern noch enger, und mit fünf neuen Gästen brauste der Wagen durch das Lug, wo heute noch Baumstümpfe und Häuserreste von der ersten tragischen Ansiedlung erzählen. An der Wegbiegung ein stiller Gruß zur Rechten zu dem ein paar Kilometer entfernten Friedhof, — und bald grüßen uns Moscheen und Türme von Derventa. Die einst dort von dem alten Prediger Junk betreute Gemeinde hat sich verloren; am Bahnhof wartete schon ein Fuhrwerk von Koratsche und fing mich ab, daß ich nicht gleich nach Brod fahren, sondern erst die mir liebvertraute Kolonie besuchen sollte.

Zwei Stunden Wagenfahrt — nun ging's schon besser, denn man gewöhnt sich schließlich an alles — und wir waren in dem anläßlich unseres Besuches trotz des Werktages sonntäglich bereiten Dorf. Ein kurzer Imbiß, Dorfbesuch Haus für Haus, ein Gang zum Friedhof mit manch wehmütiger Erinnerung, — und schon lud das Glöcklein zum Gottesdienst in das leider erst halbfertige Schul- und Bethaus. Mit ein paar hundert Mark wäre diese Halbruine leicht fertigzustellen. Hoffentlich findet sich deutsche Hilfe für dieses kerngesunde Dorf. Ein bezeichnendes Erlebnis: auf dem Wege zum Bethaus treffe ich zwei zehnjährige Jungen mit mächtigen Gesangbüchern unterm Arm. Ich weiß, sie besuchen die kroatische Staatschule, zu der sie etwa eine Stunde Weg haben, und dort lernt man nur die lateinischen und zyrillischen (serbischen) Buchstaben. Könn't ihr denn im Gesangbuch lesen? Wir können, ist die Antwort. Ich lasse gleich die Probe machen und bin baß erstaunt, daß sie die deutsche Druckschrift besser lesen als manche meiner Konfirmanden in Köln. Und die Lösung des Rätsels? Im Winter war ein Wanderlehrer ein paar Monate zur „Religionschule“ da, und der hat gute Arbeit geleistet. Wieviel mehr könnte erreicht werden, wenn die Schule fertig gebaut wäre. Überhaupt hat das saubere Koratsche seine besondere Bedeutung im Kreis der Gemeinden. Die Gefahr des Siedlertums ist das Heiraten untereinander. In Schuszberg ist fast jedes Haus irgendwie mit einem andern in Schuszberg verwandt. Wie sollen aber die jungen Leute einen Bräutigam oder eine Braut aus einem andern Dorf kennenlernen? Da hat der schwäbische Pfarrverweser Schlumberger in Slavonisch-Brod einen klugen Versuch gemacht und im Sommer, am Himmelfahrtstag, ein deutsches evangelisches Sängerkfest in Koratsche einberufen und dazu vor allem die Jugend, auch aus Slavonien, geladen, und viele kamen. — Die Schuszberger freilich

fanden, als am andern Morgen ihre Wagen wieder heimkamen, das vom Hagelschlag verwüstete Dorf.

Meine Besuche in den Kolonien haben ziemlich gleiche Ordnung: möglichst am Abend ein Vortrag und Aussprache über die deutsche Heimat, wobei besonders die Agrargesetzgebung Hitlers Bewunderung und Sehnsucht weckt, und über die deutsche Kirche, da über dieses Thema aus Sonntagsblättern und Tageszeitungen viel falsche Urteile bestehen. Dann Besuche und am andern Morgen Gottesdienst und heiliges Abendmahl; am Nachmittag noch ein Vortrag über das neue Deutschland, von dem die Bauern gar nicht genug hören können, und Abends zum Abschied noch eine Bibelstunde. Obwohl es Werktag ist, füllt sich jedesmal das Bethaus — sie können fast mehr vertragen als ich, und sind auf dem Heimwege meist weniger müde als ich.

Am Bethaus in Bosnisch-Brod vorbei, das auch sein 25jähriges Jubiläum feiert — die Gemeinde hat mir in diesen Tagen einen rührenden Dankbrief von ihrer Kirchweihe gesandt — geht es mit der Bahn nach Slawonisch-Brod. Der dortige reichsdeutsche Pfarrverweser hat es nicht leicht: in idealistischem Schwung wollte er eine neue „gerechte“ Verteilung der Kirchensteuer einführen und hat damit in ein Wespennest gegriffen. Aber zum Abendgottesdienst war doch die neue Kirche in Slawonisch-Brod gut besucht. Die „slawonische“ Gemeinde — zu meiner Zeit schon „Ausland“ — ist stärker als die seinerzeit nur aus Eisenbahnern bestehende bosnische. So mußte ich aus Zeitmangel auf den Gottesdienst in dem auch von mir erbauten Bethaus in Bosnisch-Brod verzichten, konnte aber manches Gemeindeglied „von drüben“ begrüßen. Hier ist wieder neben deutschen ein fühlbarer Einschlag von slowakischen und magyrischen Evangelischen. Die Pfarrfrau mit ihren zwei prächtigen Buben hat uns, obwohl sie unter dem fremden Klima leidet, traulichen heimatlichen Empfang bereitet. Hoffentlich können sie noch ein paar Jahre in ihrer Arbeit aushalten.

Am andern Morgen sollte mich „ganz früh“ die Gemeinde Svilaj gornji abholen; ich wollte mittags dort und nachmittags in der etwa eine Stunde entfernten Gemeinde Brbowaz, den beiden östlichsten Dörfern meines einstigen Sprengels, predigen und reden. Aber erst um ein Uhr kam endlich der Wagen. Eigentlich wollte ich unter diesen Umständen absagen, denn 24 Stunden später mußte ich von Brod nach Prosara fahren, und dessen seit Wochen genau bestellte Fuhre durfte ich am Bahnhof Dubiza nicht verfehlen; ein Umbestellen war unmöglich, da nur alle 8 Tage Postdienst ist. Als aber die Svilajer mit allerhand Gründen sich glaubhaft entschuldigten und schließlich sagten, sie hätten wegen der schlechten Straße auf dem Savedamm vier Stunden zur Herfahrt gebraucht, gab ich doch nach, obschon mir danach allerhand Strapaze sicher war. Nach kurzer Futterpause ging's los. Es war wieder eine Kraftprobe: fünf Stunden auf ungefedertem Wagen, auf hartem Brett sitzend über den Knüppeldamm — ich fühlte jeden Knochen, als ich endlich im Abenddämmer ankam. Aber ein schönes Erlebnis wurde mir unterwegs noch geschenkt: auf der Fahrt begegnete uns ein am

Abzeichen D kenntliches deutsches Touristenauto, das sich mühsam an uns vorbeischob; ganz von selbst fuhr meine Hand hoch zum deutschen Gruß: Heil Hitler! Selten habe ich einen so jubelnden Gegengruß gehabt als von den deutschen Brüdern, die mir da drunten begegneten; sie konnten sich „gar nicht eintriegen!“ Was mögen sie daheim berichtet haben? Daß ein Türkenfuhrwerk — denn ein Türke saß auch noch als Nebengast bei dem Rutscher — ihnen begegnet sei, und selbst die Jugoslawen hätten mit Heil Hitler! begrüßt. So ähnlich werden sie wohl erzählen. Und ich hatte gespürt, wie deutscher Gruß deutsche Herzen verbindet! — Die Gemeinde erwartete mich sehnlich. Bis es ganz finster geworden war, stolperte ich von Haus zu Haus und besuchte vor allem die Alten. Dann hatten wir eine, auch von den Brüdern gut besuchte Versammlung mit Gottesdienst und Vortrag und nachher mit dem tüchtigen Lehrer und den Presbytern noch lange Zwiesprache über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunftshoffnung. — Am andern Morgen mußte ich bei aufgehender Sonne zum Heimweg nach Brod rüsten. Auf dem andern Saveufer sei der Weg besser, hieß es im Dorf. Wir setzten also mit der Fähre über, kamen aber aus dem Regen in die Traufe. Wohl ging auf diesem Ufer eine sogenannte Chaussee mit viel Steinen und noch mehr Staub, aber bis wir sie erreichten, galt es, über aufgewühlte Schweineweiden fast zwei Stunden bis zur Straße den Weg suchen.

Nach kurzem Abschied in Brod führte uns die Reise nach Dubiza, wo uns die Profaraer abholten. An dem Tag hatte ich bei der Ankunft in Profara acht Stunden Leiterwagenfahrt und drei Stunden Eisenbahn hinter mir. Aber herzlich verlangende Menschen machen einen schnell frisch, und Profara, von dem ich oben schon berichtete, wurde uns trotz der unglaublichen aber so herzlichen Arwüchsigkeit von Unterkunft und Verpflegung eine besonders liebe Erinnerung. — Ebenso war es in den nächsten Tagen in Branovaz.

Ein Abschiedsbesuch im gastlichen Hause des Bischofs Popp in Agram bildete den Abschluß. Wir konnten den Mann nur bewundern, der zunächst selbst Diasporapfarrer ist, der wegen einer Trauung einen halben Tag fahren muß; der seine ganze große Diözese mit allen Gemeinden aus eigenem Augenschein kennt; der zugleich diese Kirche persönlich bei allen ökumenischen Veranstaltungen vertritt und gerade wieder zur Teilnahme an einem lutherischen Weltkonvent in Paris sich rüstete und doch für alles Kleine und oft Kleinliche Zeit und Herz hat. Sehr wertvoll für die junge deutsche evangelische Kirche in Jugoslawien sind seine ausgezeichneten, taktvoll gepflegten Beziehungen zum Belgrader Hof und zur Regierung, die ihm als Zeichen des Vertrauens die höchsten Ordensauszeichnungen verliehen haben, — und ebenso seine persönliche Bekanntschaft mit allen Kirchenführern der evangelischen Welt. Aber sein Herz gehört dem deutschen Volk und seine wertvollste Auszeichnung nennt er doch das ihm von der Deutschen Evangelischen Kirche gewidmete Bischofskreuz; ein größtes Erlebnis war ihm ein Empfang durch Adolf Hitler!

In der orthodoxen Kirche in Ugram konnten wir noch an einem Festgottesdienst teilnehmen, bei dem mir wieder auffiel, wie stark die Gemeinde selbst durch Mitsingen an der altehrwürdigen Liturgie — eine Predigt gibt es nur in Ausnahmefällen — teilnahm. Es ist doch nicht nur, wie man bei uns meist annimmt, eine in dem Volke unverständlichem Kultus erstarrte und verknöcherte Kirche, sondern auch in ihr regt sich neues Leben.

Ich durfte noch einen Sonntagsgottesdienst in der deutschen evangelischen Kirche halten, der auf Grund einer Zeitungsnachricht auch von Nichtevangelischen stark besucht war. Dabei sprach der Bischof mir zum Schluß in schlichten Worten vor der Gemeinde seinen und seiner Kirche Dank für meinen Besuch aus, — und damit war das schöne Sommerferienlied in Bosnien ausgeklungen.

Ein paar Tage nötiger Ruhe am idyllischen Veldezer See in Bled am Fuße des Triglavs; ein Besuch bei einem bayrischen Bauern, bei dem mein Sohn z. B. als Landhelfer in Stall und Feld arbeitete, ein Gustav Adolfs-Kindergottesdienst mit ganz frischen Eindrücken in Stuttgart — und dann grüßte mich gleich die Kölner Gemeindegemeinschaft wieder mit drei Beerdigungen, vier Taufen und einem Abendgottesdienst in den ersten zwei Tagen!

Und doch waren es Ferien voll Erfrischung und Erholung, denn es war: Kraft durch Freude!

Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva) und die evangelische Gemeinde zu Bukarest

Von HANS PETRI=Bukarest

Am 2. März 1916 hat die unter ihrem Dichternamen Carmen Sylva weithin bekannte Königin Elisabeth von Rumänien zu Bukarest ihre Augen geschlossen. Die zwanzigjährige Wiederkehr dieses Tages gab Veranlassung, dieser Frau nicht nur als der ersten Königin des Landes zu gedenken, sie als künstlerisch vielseitig begabte Persönlichkeit zu würdigen, sondern auch ihre langjährigen, von stets gleichbleibender Herzlichkeit erfüllten Beziehungen zu der evangelischen Gemeinde der Landeshauptstadt dankbar in Erinnerung zu bringen¹⁾. Wohl wenigen deutschen evangelischen Gemeinden des Auslandes ist es beschieden, ein Mitglied des Herrscherhauses zu ihren Mitgliedern zu zählen und sich dessen tatkräftiger Förderung lange Jahrzehnte hindurch zu erfreuen.

¹⁾ Der Gottesdienst der evangelischen Gemeinde am 1. März war dem Gedächtnis Carmen Sylvas gewidmet; am 2. März veranstaltete die „Gesellschaft rumänischer Germanisten“ im größten Festsaal Bukarests eine Feier und widmete ihr ein Heft ihrer Zeitschrift, am 7. März fand in der rumänischen Akademie eine Festigung statt, bei der der König eine Ansprache hielt; der evangelische Frauenverein gedachte der Königin Elisabeth in einer am 4. März stattgefundenen sehr würdigen Feier, die deutschen Vereine Bukarests begingen ihr Gedächtnis gemeinsam am 23. März. Die rumänische Schriftstellervereinigung hatte am 15. März zu einer Gedenkfeier im Nationaltheater geladen.

Aus der Zugehörigkeit zu der ein Volk anderer Sprache und anderen Glaubens beherrschenden Familie und der Hochhaltung ererbter Eigenart ergeben sich leicht Spannungen, die eine gewisse Zurückhaltung den eigenen Stammes- und Glaubensgenossen gegenüber vielfach notwendig machen. Unbeschadet ihrer Pflichten gegen das Land und der Aufgaben, die sie mit ihrer Heirat übernommen, hat Carmen Sylva ihrer Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche und — was in diesem Fall gleichbedeutend ist — zur deutschen Volksgemeinschaft stets offen Ausdruck gegeben; es kam ihr hierbei allerdings zu Hilfe, daß die offizielle Politik des Landes ihrer Wahlheimat durchaus an Deutschland orientiert war und lebhafteste Handelsbeziehungen Deutschland und Rumänien in ein freundschaftliches Verhältnis zueinander brachten. Auf die große Politik Einfluß zu nehmen, hat Carmen Sylva nie den Ehrgeiz besessen; sie konnte dies ruhig dem königlichen Gatten überlassen, dem Staatslenkung und Einflußnahme auf zwischenvölkische Beziehungen dank seiner hierzu hervorragenden Begabung Lebensbedürfnis waren. Alle Gesandten, die im Laufe der Jahre das Deutsche Reich am rumänischen Königshof vertraten und die über diese Tätigkeit Aufzeichnungen hinterlassen haben¹⁾, sind sich in dem Urteil einig, daß eine einzige Stunde politischen Gesprächs mit König Carol mehr wert gewesen sei als das Studium dickleibiger Aktenbände oder ausgedehnten Schrifttums.

Wer Carmen Sylva verstehen will, muß von dem schweren Leid ausgehen, das schon ihre Jugend beschattete und sie ein langes Leben hindurch nicht verließ. Ein 7 Jahre jüngerer Bruder lag von Geburt an in schwerem Siechtum, aus dem er 1862 erlöst wurde²⁾. Der Vater starb an Schwindsucht und die Mutter war jahrelang an den Rollstuhl gefesselt. Die Freude an dem Besitz eines eigenen Kindes war nur von kurzer Dauer; die am 8. September 1870 geborene Tochter, Prinzessin Marie, starb infolge von Scharlach am 9. April 1874. Weiterer Kindersegens war der Königin versagt. So konnte der reiche Schatz an Mütterlichkeit, mit dem Carmen Sylva begnadet war, an eigenen Kindern sich nicht auswirken und der Schmerz um das verlorene Mutterglück ist nie verwunden worden. Das Leid ist ihr die große Lehrmeisterin des Lebens geworden: „Jeder von uns wird so lange geglüht und gehämmert, bis er hineinpast in das große Kunstwerk. Wohl ihm, wenn des Meisters Hand ihn brauchbar findet und ihn nicht zur Seite wirft, weil er weder Tragfähigkeit noch Biegsamkeit noch Glühfähigkeit besitzt³⁾.“

Aus der Fülle ihrer Gedichte werden diejenigen ihre ergreifende Wirkung nie einbüßen, in denen ihre schmerzliche Enttäuschung um Ausdruck ringt.

¹⁾ Bernhard Fürst von Bülow (Gesandter in Bukarest 1888—1894), Denkwürdigkeiten, Berlin, Band IV, S. 690 ff. Eugen Jäckh, Riederlen-Wächter, der Staatsmann und Mensch. Friedrich Rosen, Aus einem diplomatischen Wanderleben, Bd. II, S. 13 ff.

²⁾ Carmen Sylva hat unter dem Titel „Es ist vollbracht“ das Leben dieses Bruders beschrieben. Das 1880 niedergeschriebene Buch erschien 1902.

³⁾ Aus dem Trostbrief Carmen Sylvas an Kronprinzessin Stephanie von Österreich vom 8. April 1889. Vgl. deren Erinnerungsbuch „Ich sollte Kaiserin werden“. Leipzig ohne Jahr, S. 221.

Allein durch diese herbe Erfahrung weitete sich ihr Muttergefühl zu einer tiefen Anteilnahme an allem Hilfsbedürftigen. Im rumänischen Volke lebt sie als „Mutter der Verwundeten“ (mama răniților) fort, ein Ehrentitel, den sie sich durch die aufopfernde und immer von persönlicher Anteilnahme an dem Ergehen jedes einzelnen Soldaten erfüllte Pflēgetätigkeit während des rumänischen Unabhängigkeitskrieges (1877/78) erworben hatte. Dieser Krieg brachte dem Lande eine Rangerhöhung; am 10. Mai 1881 wurde das Fürstenpaar mit der Königskrone geschmückt.

Nach kaum vier Wochen Brautstandes vermählte sich Carmen Sylva am 15. November 1869 in ihrer Heimat Neumied mit dem damaligen Fürsten Karl von Rumänien. Die evangelische Gemeinde zu Bukarest rüstete sich zu ihrem Empfange durch die Schaffung einer Kirche, und die dadurch ausgesprochene Erwartung, die neue Landesherrin oft unter den Teilnehmern des Gottesdienstes zu sehen, ist überreich erfüllt worden. Es hat keine treuere und andächtigere Kirchenbesucherin gegeben als Carmen Sylva. Wenige Tage nach ihrer Ankunft in Bukarest fand ihr zu Ehren ein feierlicher Empfang statt, an dem die Gemeinde durch zwei Herren ihres Vorstandes sowie durch ihre beiden Geistlichen, die Pfarrer Rode und Teutschländer, vertreten war; letzterer schrieb darüber an einen Freund²⁾: „Am Donnerstag war offizieller Empfang im Thronsaal und da hatte ich Gelegenheit, unsere Fürstin genau zu betrachten. Niemand würde ihr 26 Jahre geben, so frisch und blühend sieht sie aus. Eine schöne Stirne, große seelenvolle blaue Augen, Anmuth und Würde in ihren Bewegungen, das alles spricht für ein tiefgebildetes Wesen, das wert oder für geeignet gehalten werden könnte, eine Fürstenkrone in dem zivilisirtesten Staate Europas zu tragen.“ Der Fürst stellte seiner Gemahlin die beiden Pfarrer persönlich als ihre künftigen Seelsorger vor, ohne daß es zu einem auch nur flüchtigen Gespräch mit der Fürstin kam.

Vom Jahre 1870 ab hat Carmen Sylva der Gemeinde regelmäßig einen Beitrag zugewendet; in den ersten Jahren wurde er zu zwei Dritteln der Kirche und zu einem Drittel der Schule gutgeschrieben. Die ersten Zahlungen geschahen nach der damals noch landesüblichen türkischen Währung in Piaster; vom Jahre 1873 ab belief sich ihr Jahresbeitrag auf 500 Franken = 400 Mark und in dieser Höhe ist er bis zum Jahre 1916 geblieben. Über diesen — wenn man sagen darf, pflichtmäßigen — Beitrag hinaus trug die Fürstin im Jahre 1872 zu einer neuen Tauffsteinbekleidung bei; der Bericht über das Gemeindejahr 1878/79 verzeichnet die Schenkung eines mit einem aufgestickten Spruchband verzierten Altarteppichs; im Jahre 1883/84 gab sie 200 Franken zum Bau einer Friedhofskapelle. Rechnet man noch hinzu, daß sie bei jedem Kirchenbesuch 20 Franken der sonntäglichen Sammlung beifügte, so ergeben sich für die langen Jahre stattliche Summen. Alle Zahlen aber lassen eine

¹⁾ Brief vom 30. November 1869. Original in der Handschriftenabteilung des Brudenthalschen Museums zu Hermannstadt, Sammlung Neugeboren.

als Verpflichtung empfundene Bereitwilligkeit erkennen, die Lasten der Gemeinde tragen zu helfen.

Dem im Jahre 1864 aus der Mitte der Gemeinde hervorgegangenen „Ersten Bukarester Frauenverein“, der sich Armenpflege im weitesten Sinne dieses Wortes sowie Förderung der Äußerer Mission zur Aufgabe gesetzt hatte, hat Carmen Sylva schon bald nach ihrem Eintreffen in Rumänien um so mehr ihre Teilnahme zugewandt, als soziale Fürsorge in dem damaligen Rumänien noch in den ersten Anfängen steckte. Zu den anlässlich der Weihnachtssieste 1870 und 1871 veranstalteten Armenbescherungen spendete sie je 10 Napoleond'or. Aus dem Jahre 1873 erzählt uns der Rechenschaftsbericht dieses Vereins: „Wir gedenken besonders Ihrer Hoheit, der theuren Fürstin Elisabeth, die mit so reichlichen Gaben den Verein unterstützte. Wo seine Mittel nicht ausreichten, war sie stets bereit, dem Mangel abzuhelfen. Ihre Hoheit gewährte nicht nur die regelmäßigen Unterstützungen an Geld, sondern nahm spezielle Kenntniss von jeder Thätigkeit des Vereins. Hörte sie, wo eine arme Familie zur kalten Winterzeit Mangel an Holz litt oder gar nicht einmal einen Ofen hatte oder nicht im Stande war, die Miethe zu bezahlen, war sie gleich zur Hülfe bereit.“ Gleichzeitig gab Fürstin Elisabeth dem Verein die Anregung, armen Frauen durch Zuteilung von Arbeit zu einem wenn auch bescheidenen Verdienst zu verhelfen, wobei sie den Wunsch aussprach, daß auch arme Rumäninnen auf diese Weise unterstützt werden möchten.

Im Berichte über das Jahr 1875 lesen wir: „Von Ihrer Hoheit der Fürstin Elisabeth ist ein Geschenk von 2000 Franken eingegangen. Ihre Hoheit wünscht, daß diese Summe besonders zur Errichtung einer Suppenanstalt für Arme verwandt werde. Außerdem sendet Ihre Hoheit noch 15 Dukaten zum Vertheilen an solche Arme, die jetzt wegen der Miethe in Bedrängnis sind.“

Im Spätherbst 1875 trat die Suppenküche ins Leben, nachdem die Fürstin die erforderlichen Einrichtungsgegenstände geschenkt und auch die Miete für die notwendigen Räumlichkeiten bezahlt hatte. Wie sehr diese Einrichtung einem Bedürfnis entsprach, beweist die Tatsache, daß nach Jahresfrist in einem andern Stadtteil eine zweite Suppenküche errichtet wurde, deren Ausstattung Carmen Sylva ebenfalls aus ihren Mitteln bestritt. Vom Jahre 1878 an überwies sie dem Verein für diese Arbeit monatlich je 80 Franken; doch sollten arme Schülerinnen einer neugegründeten, ihren Namen tragenden rumänischen Mädchenschule dafür umsonst beköstigt werden. So erzählen die alten Protokolle und gedruckten Jahresberichte von einer unermüdeten Fürsorge Carmen Sylvas, die Jahr für Jahr für die Suppenküche 2000 Franken Beitrag leistete. Daß sie hierdurch die Hauptlast trug, zeigt ein Blick in die Abrechnung über das Jahr 1890, in dem die Gesamteinnahmen 3027 Franken betragen. Es war darum für den Verein ein harter Schlag, als ein Jahr darauf dieser hohe Beitrag auf 500 Franken herabgesetzt werden mußte. Die Stadtverwaltung hatte ebenfalls eine Suppenküche eröffnet und deren Förde-

rung mußte sich die Landesmutter nun in erster Linie angelegen sein lassen. Im Jahre 1896 löste sich dieser Verein auf; Erbin seines Vermögens wie seiner Arbeit wurde die von der Gemeinde im Jahre 1892 geschaffene Evangelische Armenpflege. Diese Umstellung hat auf Carmen Sylvas Hilfsbereitschaft keinen nachteiligen Einfluß gehabt; ihre Beiträge flossen unverändert weiter.

Gern hat Königin Elisabeth ihre künstlerische Begabung und ihren weitreichenden Einfluß in den Dienst der guten Sache gestellt. Sie übernahm bei geplanten kirchenmusikalischen Aufführungen stets das Protektorat, arbeitete an der Zusammenstellung der Vortragsfolgen mit und veranlaßte namhafte Künstler Bukarests zur Beteiligung. So hat der inzwischen zu einer europäischen Berühmtheit gewordene Geiger Georg Enescu mehrfach mitgewirkt. Fast immer wohnte sie diesen Aufführungen bei. So ist es denn kein Wunder, wenn durch derartige Förderung ihrer Absichten die evangelische Armenpflege sehr bedeutende Geldmittel erhielt und ihre Jahresberichte immer wieder dankbar die warmherzige Anteilnahme der Königin hervorheben. Die höchste Einnahme aus einer derartigen Aufführung betrug über 3000 Franken.

Um die Jahrhundertwende ließ Königin Elisabeth das Innere der Kirche nach ihren Plänen umgestalten. Der Altarraum wurde mit dunkelroten Plüschvorhängen ausgestattet, in die weiße Lilien eingestickt waren und die als obere Randleiste in Seide genähte Sprüche trugen; der Altar selbst erhielt eine schwere dunkelblaue, ebenfalls mit eingestickten Sprüchen verfehene Samtbekleidung und eine eigenhändig geklöppelte Spizendecke; die Kanzel wurde mit Plüsch verhängt. Wenn die Königin auf den ihren eigenen Platz umrahmenden Vorhang das Wort anbringen ließ: „Ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brot gehen“, so werden wir dies als Bekenntnis ihres frommen Sinnes werten und würdigen. Das Holz der Pfeiler verschwand hinter einer dunkelroten Plüschverkleidung, in die die Seligpreisungen eingestickt waren; die Wände erhielten als Schmuck eine große Zahl schwarzer Holztafeln, auf die mit Goldfarbe Worte der heiligen Schrift aufgemalt waren, die Zeugnis davon ablegen, daß Königin Elisabeth die Bibel gründlich kannte und die Schönheiten des Alten Testaments besonders zu schätzen wußte¹⁾. Als die Gemeinde im Dezember 1903 das fünfzigjährige Bestehen ihres Gotteshauses begehen konnte, war die neue Innenausstattung vollendet.

In der Nacht vom 14. zum 15. Januar 1912 vernichtete ein Brand einen großen Teil dieser mit viel Arbeit und Mühe hergestellten Arbeit. Mit Rücksicht auf die künftige Feuersicherheit der Kirche wurden An- und Umbauten notwendig; die nun in Stein aufgeführten Pfeiler konnten nicht mehr wie bisher umkleidet werden. Die schwarzen Inschriftentafeln wurden, soweit sie noch vorhanden waren, neugerahmt und in der Art von Bildern an den

¹⁾ Ludwig Schneller berichtet in „Königinserinnerungen“, Leipzig 1926, S. 69ff., von mehreren um das Jahr 1892 stattgehabten eingehenden Unterhaltungen mit der Königin Elisabeth; sie habe damals dem Alten Testament ziemlich ablehnend gegenübergestanden.

Seitenwänden und in den neugebauten seitlichen Eingangshallen angebracht. Das Verlorene ersetzte die Königin durch eine Reihe von weißen Marmortafeln, die ebenfalls in Goldschrift Sprüche erhielten. Da Carmen Sylva damals infolge vorgeschrittenen grauen Stars in ihrer Sehfähigkeit bedeutend behindert war, so konnte sie diese Arbeit mit vollem Recht als „das letzte Werk meiner armen Augen“ bezeichnen. Die über der Loge in die Wand eingelassene Tafel trägt die bezeichnende Inschrift: „Der ich dich gestärkt habe von der Welt Enden her und habe dich berufen von ihren Grenzen und sprach zu dir: du sollst mein Knecht sein; denn ich erwähle dich und verwerfe dich nicht.“

Auf Veranlassung der Königin erhielt die Gemeinde ein neues Altarbild, den segnenden Heiland darstellend, und dem ihr von Herrn Krupp von Bohlen und Halbach zur Verfügung gestellten, aus drei Glocken bestehenden Geläut¹⁾ ließ sie als Umschrift eingießen: „1. Raphael: Friede, Freude, Herrlichkeit; 2. Gabriel: Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfassen; 3. Uriel: Morgenglanz der Ewigkeit, Licht vom unerschöpften Lichte²⁾“. Über diese Glocken und die Gründe ihrer Benennung schrieb sie: „Raphael ist der Beschützer der Wanderer und unsere Kirche ist ja von Wanderern gefüllt. Gabriel bringt Leben und Tod und Uriel das Licht. Sie sollen wunderschön klingen und so werde ich sie immerfort aus meinem Fenster hören und es wird sein, als riefen mir die Engel einen Gruß zu³⁾.“

Am 15. Dezember 1912 fand in Gegenwart der Königin durch Hofprediger Krüßinger-Berlin die Neuweihe der Kirche statt. Zum Andenken an diese Feier schenkte sie der Kirche ihr Exemplar des von der Gemeinde jahrzehntelang gebrauchten württembergischen Gesangbuches⁴⁾. Der blaue Samt des Einbandes ist durch vielfache Benutzung fast gänzlich verschwunden; die gelegentlich eingetragenen Notizen lassen erkennen, wie in bedeutsamen Stunden ihres Lebens die alten Choräle ihr Trost und Stärkung gegeben haben.

Schließlich sei noch erwähnt, daß auf Veranlassung Carmen Sylvas der ursprünglich in den Abendstunden des 31. Dezember abgehaltene Jahreschlussgottesdienst auf 11 Uhr abends verlegt wurde, so daß die Gemeinde mit den von Glockengeläut begleiteten Worten des Schlusssegens in das neue Jahr hineingeht. Auch nahm sie stets an der darauf folgenden Abendmahlsfeier teil.

Daß die Gemeinde keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ihre herzliche Erkenntlichkeit der Königin Elisabeth zum Ausdruck zu bringen, ist selbstverständlich. Als äußeres Zeichen dieser Dankbarkeit schenkten ihr Gattinnen von Vorstandsmitgliedern zu ihrem Geburtstag 1904 einen geschnitzten Lehnstuhl mit Rissen. Zu einer tiefempfundenen Hulldigung wurde die Feier ihres

1) Gegoßen von Schilling in Apolda.

2) Anfangsworte des Lieblingschorals der Königin Elisabeth.

3) Lina Sommer, Briefe einer einsamen Königin, München 1917, S. 46.

4) Kurz zuvor war das Elsaß-Lothringische Gesangbuch eingeführt worden.

70. Geburtstages (29. Dezember 1913). Aus Mitteln der Gemeinde wurde die „Königin-Elisabeth-Stiftung“ begründet, aus deren Erträgnissen ein von der Königin zu bestimmendes Mädchen rumänischer Nationalität ohne Unterschied der Konfession einen Freiplatz im Internat der Mädchenschule erhalten sollte. Diese Vergünstigung erhielt ein Kind, dessen Vater im Jahre 1913, als während der Balkankriege Rumänien in Bulgarien einrückte, verschollen und dessen Mutter durch schwere Erkrankung außerstande war, für ihre Tochter zu sorgen.

Am Festtage, vormittags 10 Uhr, wurden der Gemeindevorstand, die Leiter und Leiterinnen der Schulanstalten und Vertreter des Lehrkörpers von der in Begleitung ihres Gemahls erschienenen Königin empfangen. Bei ihrem Eintritt stimmte der aus Knaben und Mädchen gebildete Chor, begleitet vom Schülerorchester, den alten, mächtigen Choral „Lobe den Herren“ an. Der Präsident verlas sodann eine die Dankbarkeit und Freude der Gemeinde zum Ausdruck bringende Adresse, die in ihren Schlussworten die Mitteilung von der Gründung der erwähnten Stiftung enthielt. Das Schülerorchester trug sodann die „Meditation“ von Bach-Gounod vor, die Mädchen sangen auf Wunsch der Königin „Es ist ein' Ros' entsprungen“ und den Abschluß bildete der Knabenchor mit Beethovens „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“. Alle teilnehmenden Schüler und Schülerinnen wurden mit einer Schachtel Süßigkeiten beschenkt. Um 11.15 Uhr fand Festgottesdienst statt.

Bei ihrer herzlichen Teilnahme an dem Leben der Gemeinde und ihrer Innerlichkeit hat Königin Elisabeth allen Geistlichen, die von 1869 bis 1916 aufeinander folgten¹⁾, viel Vertrauen entgegengebracht. Leider fehlen — bis jetzt wenigstens — eingehende Schilderungen darüber; nur von Pfarrer Teutschländer (1869—1891) liegen einige Briefe und andere Mitteilungen vor. Aus Anlaß des Todes der Prinzessin Marie hatte er der Fürstin einige kleine Trostgedichte zugesandt, auf die sie am 9. Mai 1874 mit folgenden Versen antwortete:

Du meinst, Deine Seele — — sei schmachtend festgebannt
an ewig offner Schwelle — — zum schönen Heimatland?
Sei ruhig doch und wähne — — Dich bald am trauten Ort:
es nimmt ja jede Träne — — ein Stückchen Seele fort!

Wenige Tage darauf sandte sie ihm das nachstehende Gedicht:

¹⁾ Zu ihnen gehörte von 1875—1884 auch Carl Jatho, dessen 1912 infolge eines Lehrprozeßverfahrens erfolgte Entlassung aus dem Pfarramt viel Staub aufwirbelte. Von den in der Sammlung seiner Briefe, Jena 1914, veröffentlichten drei Schreiben aus der Amtszeit in Bukarest berichtet nur der vom 19. April 1877 von einer Unterhaltung mit der Fürstin, die nach dem Diner im Schlosse stattfand.

Ich lernt's vom Steuermann
 nicht zittern,
 der ruhig troßen kann
 Gewittern;
 Siehst Du die Lieben Dein
 versinken,
 darfft in die Flut hinein
 noch winken;
 fracht Mast und Balken dann
 in Splittern
 ans Steuer fest heran!
 nicht zittern.

Als Pfarrer Deutschländer am 23. Februar 1875 in einer Predigt über
 die Stillung des Sturmes diese Verse erwähnt hatte, sandte Fürstin Elisabeth
 ihm am folgenden Tage

Ein Echo

Er sprach zu den Wellen, er drohte dem Meer
 da ward es ganz stille;
 es wandelte Ruhe mit ihm daher
 und Frieden die Fülle.
 Doch heute ist wieder der Frieden gestört,
 es toben Orkane,
 es brausen die Winde, die Wellen empört;
 er schlummert im Rahne.
 Hat uns der Blitz, der die Masten traf,
 gelähmet im Schrecken,
 daß wir aus totenähnlichem Schlaf
 ihn nimmer erwecken?
 Du Schifflein, drinnen der Helfer ruht,
 sei kühn und verwegen
 und fahr der donnernden Meeresflut
 nur heiter entgegen!

Zugleich schrieb sie ihm: „Ich möchte Ihnen so gerne sagen und kann doch
 nicht, lieber Herr Pfarrer, was Ihre gestrige Predigt mir und jedem von
 uns war. Es hatte jede ihr besonderes Herzeleid mitgebracht und auf alle
 strömte Ruhe und Frieden ein.

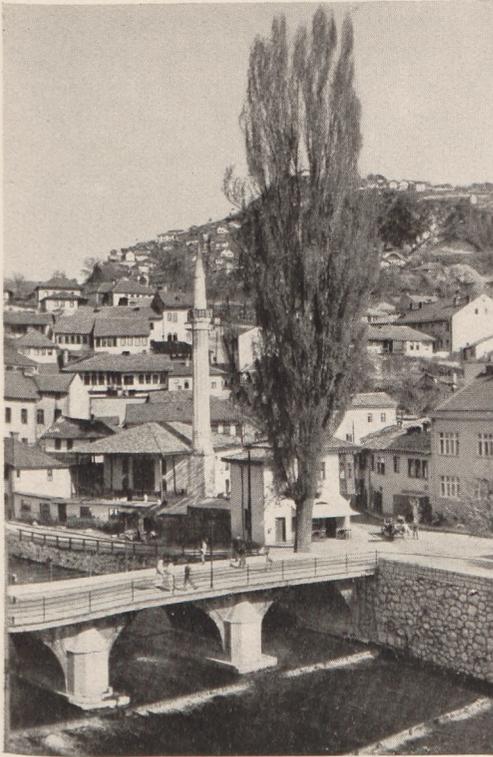
Ach! warum muß die kleine Erde uns so erdrücken, wo wir doch eine
 unsterbliche Seele besitzen? Warum ist es so schwer, geduldig zu sein? Wenn
 wir noch wenigstens die Genugtuung hätten, unsere Aufgabe groß zu finden
 oder uns unserer Kraft zu freuen! Aber keines von beiden; alles ist klein und
 wir immer schwächlich, nur unsere Schmerzen scheinen uns riesengroß. Mein
 Gefühl Ihnen zu beschreiben, als Sie mir meine eigenen Worte entgegen-

riefen, wäre ganz unmöglich! Ich weiß, wie es tut, von Vater und Bruder und Schwester und Kind Abschied zu nehmen — — Ja, ja, die Seele muß man hinausweinen, bevor sie frei davonfliegen darf! Aber einmal, da fliegt sie doch zum jauchzenden Wiedersehen, dann, wenn sie Haß und Verkennung und alles Menschenelend vergißt. Nur Geduld!

Von Herzen Ihre Elisabeth."

Als Pfarrer Teutschländer am 3. November 1891 in bester Manneskraft durch den Tod seiner Arbeit und seiner Gemeinde entrißen wurde, war Carmen Sylva außer Landes; sie telegraphierte der Witwe aus Pallanza am Lago Maggiore: „In tiefstem Schmerze erhalte ich soeben die erschütternde Trauerbotschaft. Für mich, für alle, die ihn gekannt, ist es ein unerfetzlicher Verlust. In meinem schweren Leben haben mich seine tapferen Worte so oft gestärkt. Gott will ihn belohnen, indem er einen treuen Kämpfer heimruft zur Ruhe. Er möge Ihnen, seinen Kindern, der ganzen Gemeinde Kraft und Trost sein.“

Einen besonderen Abschnitt bilden die Beziehungen der Königin Elisabeth zum evangelischen Diakonissenhause „Gottesseggen“ in Bukarest, über dessen Entstehung einige Worte notwendig sind. Seit dem Jahre 1858 waren Lehrschwestern aus dem Diakonissenmutterhause Kaiserswerth an den Mädchenschulanstalten der evangelischen Gemeinde tätig und hatten sie durch Treue und zielbewußte Arbeit zu Blüte und Ansehen gebracht. Im Jahre 1896 sah sich die Leitung des Mutterhauses genötigt, das zwischen ihr und der Gemeinde bestehende Vertragsverhältnis zu kündigen und die Abberufung der Schwestern für das nächste Jahr in Aussicht zu nehmen. Damit schien der Bestand der Mädchenschulen gefährdet zu sein. Auf Bitten der Gemeinde hat sich Königin Elisabeth damals persönlich an die Kaiserin Augusta Viktoria mit der Bitte gewandt, auf die Leitung des Mutterhauses in Kaiserswerth in dem Sinne einzuwirken, daß die getroffene Anordnung rückgängig gemacht werde. Dieses Einschreiten hatte zwar das Unerbieten zur Folge, die Abberufung der Schwestern noch um ein Jahr zu verschieben; aber der Gemeinde war mit dieser Gnadenfrist nicht geholfen. So entstand der Plan, in Bukarest im Zusammenhang mit der evangelischen Gemeinde ein eigenes Diakonissenmutterhaus zu schaffen, das die nötigen Lehrschwestern stellen sollte, um die Mädchenschulen in der bisherigen Weise weiter zu führen. In der Tat fanden sich einige schon früher in Bukarest tätig gewesene Schwestern unter Verzicht auf Rechte, die sie sich in langjährigem Dienst bei dem Mutterhause erworben hatten, bereit, aus Liebe zu der ihnen bisher anvertraut gewesenen Arbeit in das neu zu gründende Mutterhaus einzutreten. Königin Elisabeth übernahm im Januar 1897 das Protektorat. Aus Gründen, die darzulegen nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes gehört, trennte sich das Mutterhaus 1902 von der Gemeinde; Carmen Sylva aber begleitete das nun selbständig gewordene Werk mit der gleichen Anteilnahme wie früher. Sie half durch Beiträge großzügiger Art, daß das Diakonissenhaus sich ein Anwesen erwerben



Blick auf Sarajevo



Amtseinführung des Seniors Hamm in Sarajevo durch Bischof Dr. Popp-Ugram und D. Geißler-Leipzig



Pfarrerkonferenz in Jugoslawien



Bethaus und Pfarrhaus der deutschen evangelischen Gemeinde Belgrad

Hühnerfeld im Saarland



Neue Kirche



Glockeneinholung für die neue Kirche

und auf diesem ein Sanatorium errichten konnte. Sie fehlte fast nie bei den Jahresfesten und ist den Schwestern mütterliche Beraterin gewesen. Immer hatte sie ein passendes Wort bereit, um aufzumuntern, zu stärken und zu trösten.

Dies alles sind Dinge, die in keiner der bisher veröffentlichten Lebensbeschreibungen der Königin Elisabeth zu finden sind¹⁾. Sie sind aber zu ihrer Charakterisierung wichtig, wie es auch zur Abrundung ihres Bildes gehört, daß sie auf dem Friedhof der evangelischen Gemeinde zu Bukarest für die evangelischen Hofangestellten einige Gruft- und zwölf Grabstellen ankaufen ließ und daß die kleine deutsche Siedlung Cogeali bei Konstanza eine ihr von Carmen Sylva geschenkte zweibändige Prachtbilderbibel besitzt, in die sie die Widmung eingetragen hat: „Der kleinen Gemeinde steht Gott besonders nahe.“

Auslanddiaspora und Familiengeschichte

Von ALFRED LATTERMANN-Poten

Im Deutschen Reich hat die Familienforschung infolge der neuen Gesetzgebung einen gewaltigen Aufschwung genommen. Nach dem Jahrhundert der verfloffenen, überwiegend ichbezogenen Vergangenheit folgt die Wirzeit, in der der Staat die Menschen wieder zur Bindung an und Bestimmung auf die Sippe veranlaßt. Damit wird in der geschichtlich öfters zu beobachtenden Wellenbewegung an frühere Zustände angeknüpft, in denen die Sippenbindung selbstverständlich war.

Dieses natürlich gewachsene Familiengefühl fand hauptsächlich seinen Niederschlag in Familienbibeln, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbten und in die unsere Vorfahren die Merksteine im Leben der Angehörigen, Heiraten, Geburten, Einsegnungen und Todesfälle mit kräftigen oder auch schon zittrigen Händen eintrugen, vielfach altertümlich verschnörkelt und mit frommen Sprüchen und Wünschen versehen, oft auch mit Nachrichten aus der Umgegend verbunden.

Viele dieser ehrwürdigen Zeugen der Vergangenheit sind in den letzten Geschlechtsfolgen bei Umzügen, in unruhigen Zeiten, bei Hauserneuerungen und Bränden verlorengegangen, von überordentlichen Hausfrauen, die für solchen „alten Krumpel“ kein Verständnis mehr hatten, verschenkt oder verbrannt worden, bestenfalls haben sie auf dem Boden durch Mäuse oder Rasse Beschädigungen erlitten. Überwiegend nur noch in Gebieten, in denen sich ältere Lebensformen gegenüber denen im geschlossenen deutschen Sprachgebiet mit ihrer starken Betonung des kirchlich-Bekennnismäßigen erhalten haben, wie in den östlichen Sprachinseln auf slawischem Boden, stehen die Lutherbibeln noch heute in Ehren und wird weiter diese einfache Form der Familienchronik gepflegt und vervollständigt.

¹⁾ Die 1933 erschienene Lebensbeschreibung „Carmen Sylva, der Lebensweg einer einsamen Königin“ von Eugen Wolbe erwähnt S. 66 nur und in unrichtigem Zusammenhange den von Königin Elisabeth in Angelegenheit des Diakonissenhauses an die Kaiserin Augusta Viktoria geschriebenen Brief.

Selbst regelrechte „Stammbäume“ in der alten Form, wie sie seit Jahrhunderten besonders beim Adel üblich waren, hatten bisweilen diese kernigen Bauerngeschlechter. So besaß die im Siebenjährigen Kriege in die großen Waldgebiete des Posenschen eingewanderte Familie Sauer einen solchen, auf den sich ältere Mitglieder noch besinnen, doch bei einer Erbschaftssache ist er in Urschrift bei einem Gericht eingereicht worden und wahrscheinlich längst eingestampft worden. Jedenfalls ist er nicht mehr aufzufinden.

Während also früher wenigstens die nötigsten Angaben schon übersichtlich vorhanden waren, müssen sie neuerdings von den Sippenangehörigen, die sich mit Familiengeschichte befassen, erst wieder mühselig rückwärtsschreitend zusammengebracht werden. Dieser Fall ist typisch und wiederholt sich dauernd.

Wenn auch schon in den verschiedensten Teilen der Erde, wo Deutsche wohnen, eine kleine Anzahl sich seit längerer Zeit mit ihrer Sippengeschichte befaßt hat, so ist dieser Kreis doch durch den Umbruch im Reich, der überall dahin, wo Deutsche wohnen, ausgestrahlt hat, mächtig angewachsen. Im Laufe der Jahrhunderte ist bei den großen Wanderbewegungen, die unser Volk durchgemacht hat, eine Verbindung der verschiedenen Gebiete erfolgt, wenn auch die Fäden inzwischen wieder vielfach geschwächt oder abgerissen waren. Sehen wir vom Mittelalter ab, bis zu dem nur verhältnismäßig nicht allzu viele Geschlechter im Auslande sich zurückverfolgen können, so herrschte, abgesehen von der im 17. Jahrhundert beginnenden Auswanderung nach Amerika, hauptsächlich die Ostwanderung vor. Daneben gingen dünnere Wellen nach dem Süden und Westen Europas, bis in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein „Drang nach dem Westen“ hochkam, der zahllose Menschen aus dem landwirtschaftlichen Osten des Reiches nach dem gewerblich aufblühenden Westen und in die Großstädte zog.

So kommt es, daß jetzt erschütternd zahlreiche Anfragen aus dem Restreich in die abgetretenen Gebiete des früheren preussischen Ostens gelangen, aus denen die Vorväter der Antragsteller stammen. Hier sind die Pfarrämter die Hauptquelle für die Urkunden, die die Reichsdeutschen zum Abstammungsnachweis brauchen. So lohnt es sich wohl einmal, von den Erfahrungen dieses Gebietes ausgehend, in dem schon früher viel volks- und bekenntnismäßige Diaspora bestand, die jedoch durch die ungeheuren Bevölkerungsverschiebungen der Nachkriegszeit noch viel stärker dazu geworden ist, etwas über die Bedeutung der Pfarrarchive und Pfarrer für unsere Familiengeschichte zu berichten. Bei der großen Rolle, die die Pastoren im Auslandsdeutschtum spielen, werden sie auch oft um Rat gefragt werden. Da müssen sie selbst Bescheid wissen, wenn sie helfen sollen.

Da die Begriffe Ahnen-, Nachfabrentafeln usw. dem Anfänger noch nicht klar sind, muß ihm erst ein allgemeines einführendes Werk empfohlen werden. Genannt seien Erich Wentzker, Einführung in die praktische Genealogie. Dieses grundlegende Werk ist in Görlitz bei dem Verlage für Sippenforschung und Wappenkunde C. A. Starke erschienen, der sich seit langem mit diesen Dingen befaßt und von Fr. Engemann einen Wegweiser

durch das sippen-, rassen- und wappenkundliche Schrifttum dieses Fachverlages herausgebracht hat, der 1 *RM* kostet und viele andere Hilfsmittel und Vordrucke nachweist. Andere Einleitungen sind: W. R. Prinz v. Isenburg, Einführung in die Familienkunde (Leipzig 1934, Quelle & Meyer), Oswald Spöhr, Wie schreibe und drucke ich familiengeschichtliche Abstammungstafeln (Leipzig 1932, Verlag Degner & Co., wo auch die „Familiengeschichtlichen Quellen“ erscheinen) und Paul Mischligk, Ahnenforschung leicht gemacht (Berlin W 35, Industrier Verlag Spaeth & Linde, 1934).

Da diese Werke jedoch meist auf binnendeutsche Verhältnisse zugeschnitten sind, sind Ergänzungsaufsätze für die einzelnen auslanddeutschen Gebiete nötig, zu deren Abfassung gerade ein Pfarrer, der sich viel mit diesen Dingen befassen muß, besonders geeignet ist. In einer Heimatzeitschrift, möglichst auch als Sonderdruck in größerer Auflage erschienen, wird ein solcher, die besonderen Verhältnisse berücksichtigender Aufsatz dankbar begrüßt werden. Verfasser kann das aus eigener Erfahrung beurteilen. Da er als Herausgeber einer wissenschaftlichen Zeitschrift auch viele familiengeschichtliche Anfragen erhielt und dann oft dasselbe antworten mußte, brachte er erst in den deutschen Zeitungen Polens einen entsprechenden Aufsatz heraus, mußte diesen aber bald erweitert im Septemberheft 1935 der „Deutschen Monatshefte in Polen“ (Verlag Historische Gesellschaft für Posen, Anschrift: Poznań, Alleja Marzałka Piłsudskiego 16) wiederholen und wird bald wieder eine stark erweiterte Fassung herausbringen müssen, um noch manche Zweifel zu beheben und weil das Zeitschriftenheft schon wieder fast vergriffen ist.

In einem solchen Ergänzungsaufsatz kann man besonders folgende Angaben machen, die in den allgemeinen Werken naturgemäß meist nicht in genügendem Maße vorhanden sind: Ortsverzeichnisse in beiden Sprachen, der deutschen und der Landessprache, Verzeichnisse der Zugehörigkeit der einzelnen Ortschaften zu Pfarr-, Standes- und Postämtern, Kreisen usw., Werke über die Kirchen des betreffenden Landes mit Angaben des Alters der Gemeinden, Verzeichnisse des Alters und der vorhandenen Kirchenbücher, die wohl z. T. von den Kirchenbehörden erst werden veranlaßt werden müssen, Bücherkunden für das betreffende Land oder die Gegend, Angaben über die Staats- und Stadtarchive, Behörden usw., die man außer den Kirchenarchiven vielfach zu Rate ziehen muß, über die Büchereien, aus denen man besonders wichtige ältere Werke entleihen kann, Listen der schon gedruckten Familiengeschichten des Gebiets, ferner der bekannt gewordenen Familienforscher mit Anschrift und Angabe der die einzelnen angehenden andern Familiennamen von den weiblichen Vorfahren her, so daß andere Forscher ersehen können, wo jemand anders sich schon mit der gleichen Sippe befaßt. Mit einem solchen kann man besonders dann leicht in Verbindung treten, wenn auch die Gegend genauer angegeben wird, in der die Sippe saß. Bestehen schon Sonderbände des von Dr. Bernhard Koerner seit langem herausgegebenen Deutschen Geschlechterbuches für die Gegend, so nennt man diese, ebenso etwa vorhandene familiengeschichtliche oder wenigstens geschicht-

liche Vereine. Diese geben bisweilen eigene Zeitschriften heraus, oder aber allgemeine Zeitschriften bringen sippenkundliche Beiträge, die man aufzählt. Bisweilen haben sich auch schon miteinander versippte Familien zu Verbänden zusammengeschlossen, geben ein eigenes Verbandsblatt oder vervielfältigte Rundschreiben heraus, treffen sich auf Familientagen und gründen ein Familienarchiv oder -museum. Selbst erfahrene Forscher kommen gelegentlich auf einen „toten Punkt“, meist, weil sie den Herkunftsort eines Vorfahren nicht herausbekommen, und sehen sich gezwungen, die Hilfe eines berufsmäßigen Sippenforschers anzurufen. Dessen Anschrift gibt man an, klärt die Frage der Kosten für Auszüge und Urkunden bei den verschiedenen Behörden, wobei man natürlich dieses Geld, wenn man es machen kann, lieber den eigenen Kirchengemeinden als den fremden staatlichen Stellen zukommen läßt, zumal diese vielfach überlastet und teuer sind, während die Kirchengemeinden gewöhnlich einen solchen Zuschuß dringend nötig haben. Man weist darauf hin, daß die Schreibweise früher sehr geschwankt hat, besonders wenn fremde Beamte die Eintragungen vollzogen haben. Hilfsmittel, die Bedeutung der Vor- und Zunamen zu ergründen, sind gewöhnlich schon in den allgemeinen Werken genannt. Durch Mischheiraten unter den Auslandsdeutschen tragen diese aber öfters auch fremdsprachliche Namen, und auch hierfür nennt man Hilfsmittel.

In vielen Ländern wird für manche dieser Fragen noch eine bedeutende Vorarbeit zu leisten sein. Wenn der Pfarrer selber nicht die nötige Zeit dazu hat, kann er aber vielleicht jemand anregen, sich damit zu befassen. Überall wird es arbeitslose Volksgenossen geben, und hier zeigt sich die Möglichkeit, einem oder dem andern, der anständig ist, wieder Beschäftigung und damit Unterhalt und Lebensmut zu verschaffen. Ein praktisches Beispiel: In einer älteren Gemeinde im Posenischen, an die also sehr zahlreiche Anforderungen von Kirchenbuchauszügen kommen, ist ein Pfarrer, der noch eine andere mitzuversorgen hat. So kann er selbst gar nicht alle diese Anfragen bearbeiten. Hier ist aber im Gemeindefkirchenrat ein Baumeister vorhanden, der, wenn er von den Erträgnissen seines Berufes leben sollte, bei der geringen Bautätigkeit in der Gegend verhungern müßte. So befaßt sich dieser nunmehr mit den Auszügen, bekommt dafür einen kleinen Teil der einlaufenden Gebühren und kann sich so wenigstens einigermassen ernähren.

Eine solche Arbeit ist vielfach recht mühselig, weil kein Register vorhanden ist. Wenn wenigstens für bestimmte Zeiträume welche bestehen, so ist das schon eine Erleichterung, wenn man ungefähr angegeben bekommt, in welchen Jahren die betreffenden Geburten usw. gewesen sind. Meist sind dann aber die Register nur nach den einzelnen Buchstaben geordnet, und bei manchen Anfangsbuchstaben, die sehr häufig sind wie R oder S, nun einen Schmidt oder Schulz herauszufinden, kostet erhebliche Zeit. In solchen Fällen wäre zu erstreben, sämtliche Eintragungen oder wenigstens die für bestimmte Zeiträume zu verzetteln und dann nach der genauen Buchstabenfolge zu ordnen, so daß man sogleich sämtliche Träger eines Namens nacheinander hätte.

Dann würde man auch mit Verweisungszetteln leicht feststellen können, welche Schwankungen des Namens vorkommen.

Taufpaten sollten bei den Auszügen immer mitangegeben werden, weil man durch sie vielfach Winke für die damalige Verwandtschaft und Bekanntschaft bekommt, die einem bei der Forschung weiterhelfen können. In Vordrucken sollte man dafür auch einen Platz lassen.

Solche Vordrucke werden, wenn man sie aus dem Reich bezieht, vielfach für Länder mit tieferstehender Währung und durch hohe Zoll- und Postgebühren zu teuer. Das sollte auch auslanddeutsche Stellen veranlassen, solche selbst herzustellen, wie das z. B. der Lutherverlag Posen und die Historische Gesellschaft dortselbst getan haben, letztere nach eigenem Entwurf eines darin erfahrenen Volksgenossen. Wenn doppelsprachige nötig werden, wie gelegentlich die Kirchenbücher geführt worden sind, kommt man sowieso mit den einsprachigen aus dem Reich nicht aus. Bisweilen haben ja die Pfarrämter zugleich das Gepräge von Standesämtern wie z. B. im ehemals russischen Teilgebiet Polens.

In den Beständen der Kirchenbücher finden sich manchmal auch schon Lücken infolge von Bränden, Plünderungen, Fortnahmen, Abgabe an Sprengelarchive aus den Pfarrorten usw. Selbst neue Bestände sind nicht immer vollzählig. Um diese schwer, bisweilen geradezu überhaupt nicht ersetzbaren Quellen, die die Kirchenbücher nun einmal darstellen, wenigstens für die Zukunft zu sichern, werden im Reich alle älteren Bestände der Reihe nach großzügig photographiert. Wenn nun einmal eine Urschrift verloren geht, ist wenigstens noch die Lichtbildabschrift vorhanden. Hier ergibt sich auch für auslanddeutsche Kirchenstellen die wichtige Aufgabe, ebenso zu verfahren. Wenn die Befürchtung vorliegt, daß die Kirchengemeinden dadurch eine Einbuße erleiden könnten, indem sie eine Einnahmequelle verlieren, die die Auszüge aus den Kirchenbüchern bilden, so wäre dem leicht dadurch abzuwehren, daß die Kopien an einer Stelle aufbewahrt werden, die die Sicherheit bietet, daß kein Mißbrauch damit getrieben wird, die auch keine beglaubigten Abschriften geben wie ein wissenschaftlicher Verein. Am besten wäre es, wenn sie nicht an einer Stelle aufbewahrt würden, weil sonst die Gefahr des Gesamtverlustes z. B. bei einem zukünftigen Fliegerangriff zu groß wäre. Die Lichtbildaufnahmen könnten wieder einem arbeitslosen Volksgenossen Arbeit geben.

In früheren Zeiten waren die Kirchenbücher meist noch nicht als Vordruckbuch geführt, sondern die Ereignisse sind in ganzen Sätzen, wenn auch gewöhnlich nach ungefährer einer gleichbleibenden Art, eingetragen worden. Das hat den Vorteil, daß man daraus bisweilen ganz lehrreiche Einzelheiten erfährt, z. B. das wievielte Kind es war, das geboren wurde, bei Todesfällen, wieviel minderjährige Waisen zurückgeblieben, andererseits sind manchmal Angaben übersehen worden, die in den späteren Vordruckbüchern enthalten sind. So ist z. B. nur von dem Schäfer in dem und dem Ort die Rede, ohne daß Vor- und Zuname genannt sind, gelegentlich ist nur eins oder das

andere genannt. Im Osten drang die Zweinamigkeit überhaupt später durch als im Westen. In den ältesten Büchern wurde auch wohl der Vorname noch als das Wichtigere empfunden, und die Register sind danach angelegt. Gelegentlich findet man Neck- oder auch Doppelnamen wie Milbradt alias Pieczyński, auch Namenübersetzungen in die Landessprache, wie sie von polnisch gesinnten Pastoren in Kongresspolen noch bis in die neueste Zeit hinein vorgenommen wurden, so daß aus einem Weiß plötzlich ein Biały wird.

Gelegentlich hat ein Pastor in der Zeit vor der Einführung der Vordruckbücher sogar seine Eintragungen in Versen vollzogen, wie P. v. Geißler in Birnbaum im 18. Jahrhundert, und sich dabei bitter beschwert und beklagt, wenn einmal eine längere Zeit gar keine Taufe oder Trauung war.

Kirchenbücher sind ein Rohstoff, aus dem sich allerlei aufbauen läßt. Manche Geschlechter sind weit umhergewandert; dann ist man gezwungen, etliche Archive heranzuziehen. Andere wieder sind sehr sesshaft gewesen. Dann kann man bisweilen aus einem einzigen Pfarramt gegen 300 Jahre Geschichte eines Geschlechtes ablesen, wie das Ernst Waegmann für die Baumbauer (ein bezeichnender Name!) aus Bojanowo in Posen getan hat. Je nach dem Alter des Deutschtums in der betreffenden Gegend wird man manchmal überhaupt nicht so weit zurückkommen, bisweilen jedoch unter Zuhilfenahme anderer Quellen noch viel weiter wie in den baltischen Provinzen oder in Siebenbürgen. Auch Pfr. Dr. Reinhold Heuer in Thorn hat die Sippe seiner Frau, einer geb. Gonell, in einem Zweige 550 Jahre in Thorn zurückverfolgen können. Beide Arbeiten sind in der „Deutschen wissenschaftlichen Zeitschrift für Polen“ erschienen. Gelegentlich hat man das Glück, frühere Veröffentlichungen zu finden, an die man anknüpfen kann.

Solche Erkenntnis der alten Bodenständigkeit sagt einem und wirkt viel mehr als nur die ständige Wiederholung des Schlagwortes von Blut und Boden, wenn man sich nicht nur auf die reinen familiengeschichtlichen Angaben beschränkt, sondern sie möglichst ergänzt und so ein Bild bekommt von der gewaltigen Kulturleistung, die unsere deutschen Vorfahren in einem fremden Lande vollbracht haben, das ihnen so wirklich zur Heimat geworden ist und auf die sie ein inneres Unrecht gewonnen haben, auch weiter darin zu leben. Oft waren die Gegenden, auf denen jetzt ihre blühenden Höfe stehen, einst Sumpf und Urwald, und man gewinnt die Erkenntnis, daß die mißgünstigen Wirtsvölker kein Recht haben, die Deutschen als Eindringlinge anzusehen und in ihren Rechten zu verkürzen, zumal sie meist gerufen, als wirkliche Kulturbringer ins Land gekommen sind.

Oft sieht man, daß der Stamm im Mutterlande steht, während Seitenzweige in Nachbarländern Wurzel geschlagen haben. So bekommt man ein eindrucksvolles Bild von der weltweiten Verzweigung des eigenen 100-Millionen-Volkes, und in manchen Gegenden, wo der deutsche Bauer leicht dazu neigt, in dem Fremdvölkchen, der vielfach die gehobeneren Stellungen einnimmt, den Höheren zu sehen, dem man sich angleichen müsse, ist diese Erkenntnis zur Erhaltung des Volkstums ungeheuer wichtig, besonders für

das junge Geschlecht, das häufig fremde Schulen besuchen muß oder wenigstens die Geschichte im Sinne des Fremdvolkcs, oft in dessen Sprache, erfährt.

Manchmal sind schon einzelne Zweige dem Deutschtum verlorengegangen. Wenn man bei familiengeschichtlichen Forschungen mit solchen Verwandten in Beziehung kommt, erweckt man bisweilen in ihnen das Gefühl der Abstammung und blutsmäßigen Zusammengehörigkeit wieder, und wenn es nicht gerade schlimme Renegaten sind, die als solche ihr Muttervolf hassen, schlägt man Brücken zum andern Volk und erleichtert das Zusammenleben mit ihm.

Die Familienforschung kann bisweilen auch helfen, Spannungen zwischen den einzelnen Teilgebieten, aus denen die neuen Staaten zusammengesetzt sind, und solche zwischen der ältesten, mittleren und jungen Geschlechtsfolge, wie sie sich jetzt so häufig im Außendeutschtum zeigen, zu überbrücken, indem sie letzterer vor Augen führt, daß auch die, die vor ihnen gewesen sind, einmal jung waren, bis dann ein jüngeres Geschlecht kam, das ihnen das Heft aus der Hand nahm, daß sie aber auf einander angewiesen sind, um sich durchzusetzen, und daß der mannhafte Geist der Verteidigung nicht zu gegenseitiger Befehdung, sondern zum Zusammenhalten und Halten der gemeinsamen Front gegen die von außen andringenden Fremden führen muß.

Ofters ist auch zu erkennen, wie in einer Umgebung mit anderm Bekenntnis wie bei der Mehrzahl des Deutschtums in Polen der evangelische Glaube zugleich ein starker Schutz in der Bewahrung der eigenen Art gewesen ist, während die katholischen Volksbrüder stärker in Gefahr waren, ihr Volkstum zu verlieren. In einer Umgebung gleichen Bekenntnisses wie in manchen Gegenden Vorkriegsungarns ist es aber auch umgekehrt gewesen.

Zu seiner Überraschung findet man auch gelegentlich, daß zur Zeit des Rationalismus ein wirklich praktisches und duldsames Christentum geherrscht hat, ein gutes Verhältnis zu den katholischen Nachbarn, daß solche Paten bei evangelischen Taufen gewesen sind, daß manchmal sogar der Geistliche des einen Bekenntnisses den des andern bei Amtshandlungen vertreten hat, wenn dieser nicht zur Stelle oder zu weit war. J. T. war es aber auch Unduldsamkeit der andern Seite, wenn man verlangte, daß die Amtshandlungen in der katholischen Kirche vollzogen wurden. Für das Polen des 17. und 18. Jahrhunderts, in dem die Zahl der evangelischen Gemeinden ständig herabgedrückt wurde, ist für Gegenden, in denen es keine evangelischen Kirchen und Pfarrer gab, das katholische Kirchenarchiv oft die Hauptquelle für die Familienforschung, bisweilen sogar für die Heimat- und Deutschtumsforschung, wie eine demnächst erscheinende Arbeit von Dr. Ph. Rudolf für die Gegend von Schulitz bei Bromberg zeigen wird.

Außer den eigentlichen Kirchenbüchern sind oft auch die sonstigen Pfarrakten eine wichtige Quelle dafür. Gelegentlich sind noch die Akten der Gründung der Pfarrgemeinde erhalten, und man kann aus den Unterschriften der Wirte, die darüber verhandelt haben, ein mehr oder minder vollständiges Bild des Bestandes der betreffenden deutsch-evangelischen Siedlungen zur Zeit des Zusammenschlusses zu dem neuen Kirchspiel gewinnen. Man erkennt

zugleich für die Familiengeschichte, welche Glieder in der Kette der Geschlechtsfolgen damals den Hof besessen haben, kann daraus ungefähr auf das Alter schließen und gewinnt so weitere Anhaltspunkte.

Bei Gemeindefestschriften zur Hundert- oder Zweihundertjahrfeier sollte man auch auf solche Möglichkeiten der Auswertung achten und nicht nur die Pfarrer und Lehrer aufzählen und die kirchlichen Marksteine wie Bau des Gotteshauses, Entstehung der Vereine usw. angeben.

Gelegentlich haben Pfarrämter auch alte Leichenpredigten aufbewahrt, wenn auch die meisten in bestimmten Büchereien zu finden sind. Solche geben zwar meist ein etwas rosenrot gefärbtes Bild des Betreffenden, bringen aber doch gewöhnlich auch nähere Angaben, bisweilen über den ganzen damaligen Bestand der Sippe, und erleichtern einem bevölkerungskundliche Untersuchungen, die sonst hauptsächlich auf die eigentlichen Kirchenbücher aufgebaut werden müssen.

Auch für die Statistik findet man einen meist zu wenig ausgenutzten Rohstoff in den Pfarrarchiven. Man erkennt an den gewöhnlich großen Tauf- und Sterbezahlen vor 1900, die sich heute noch zum Teil z. B. in den Sprachinseln Wolhyniens wiederfinden, daß damals noch ein gesundes bäuerliches Geschlecht jung freite und Kinder als ein erwünschtes Geschenk Gottes und einen erfreulichen Zuwachs für die Wirtschaft ansah, von denen aber viele bei den schlechten gesundheitlichen Verhältnissen fortstarben, später sieht man die fortschreitende Materialisierung, Ichsucht, z. T. aber auch bereits körperliche Erschöpfungszustände im Absinken im 20. Jahrhundert, wenn diese auch nicht die Hauptrolle spielen.

Gelegentlich ergibt sich als Teilursache ein überraschend hoher Ahnenschwund, indem immer wieder die Frauen aus dem gleichen Dorf oder wenigstens der gleichen Gegend, vielfach auch bei Stammesmischung unter den Siedlern aus dem gleichen Stamm geholt wurden, oft sogar aus der nahen Verwandtschaft. So wird man auf die Inzuchterscheinungen in der Vergangenheit aufmerksam und auf die Notwendigkeit hingewiesen, eine Wiederholung dieser Vorgänge für die Zukunft zu vermeiden.

Die Familienforschung zeigt einem ferner die in der Sippe üblichen Anlagen und Gebrechen und erweist so auch der Vererbungsforschung einen wichtigen Dienst.

Rassisch haben sich die deutschen Bauerngeschlechter im Ausland größtenteils rein erhalten, während bekenntnis- und volksmäßige Mischehen eher vorkamen. Bei den andern Bevölkerungsschichten ist ersteres weniger der Fall gewesen, und gelegentlich geben Nachrichten über Taufen von Juden, die nachher eine deutsch-evangelische Ehepartnerin fanden, auch Hinweise auf solches Einsickern andern Blutes.

Hoffentlich regen diese kurzen Ausführungen viele Diasporagemeinden und Pfarrer an, recht sorgfältig mit ihren Gemeindearchiven umzugehen, sie zu hegen und zu pflegen, aber auch sie im angedeuteten Sinne auszunutzen. Für Anregungen und Ergänzungen besonders aus andern Gebieten an meine Anschrift Posen-Poznań, Dzielnicki 10 (Polen) wäre ich sehr dankbar.

Die Anfänge volkskirchlicher Diasporaarbeit unter den evangelischen Deutschen in Nordbrasilien (Bahia, Pernambuco u. a. Orten)

Schluß

Von OTTO ARNOLD=Augsburg

Hier ist der Ort, auch etwas über die Deckung der beträchtlichen Reise-spesen des Diasporapfarrers in einem so weitläufigen Gebiet zu sagen. Da er ungerufen kommt, kann er auch nichts beanspruchen; abgesehen davon, daß diese Angelegenheit für jeden Feinfühligem im persönlichen Verkehr, wie er zur Sammlung einer Gemeinde unerlässlich ist, etwas Peinliches hat. Ich habe mich in diesem Punkt der größten Zurückhaltung befleißigt, dabei die Menschen kennen gelernt und neben Enttäuschungen auch viel gute Erfahrungen gemacht; endlich glaube ich mit meiner Haltung meinem Nachfolger besser den Boden bereitet zu haben, als wenn ich in den damals ganz ungefestigten Diasporaverhältnissen mit Ansprüchen zu kommen versucht hätte.

Die Dienstanweisung vom Evangelischen Oberkirchenrat lautet in dieser Hinsicht: „Die durch die Pastorierung entstehenden Reisekosten werden in erster Linie die Beteiligten aufzubringen haben. Wegen der Deckung eines in der ersten Zeit möglichen Ausfalles wollen Sie sich gegebenenfalls mit unserem ständigen Vertreter in Porto Alegre in Verbindung setzen.“

Wie schon erwähnt, wurden im Staat Sergipe die Spesen durch die Freigebigkeit eines einzigen mehr als gedeckt, während andere gar nicht fragten und von den Kolonisten nichts zu erwarten war. Die Überschüsse wurden unabhängig von den Einnahmen aus der Gemeinde Bahia in einer Diasporakasse verrechnet und zu weiteren Reisen verwendet. Außerdem beschränkte ich meine Forderung an die Reisekasse auf die tatsächlichen Mehrausgaben, da ich während der Abwesenheit von Bahia als Unverheirateter dort keine Auslagen hatte.

In Recife veranlaßte der deutsche Konsul, Karl von den Steinen, jedesmal den Umlauf einer Zeichnungsliste bei den Leitern der Firmen und Freunden der Kirche. Das Ergebnis deckte oder überstieg die Spesen. Dem Evangelischen Oberkirchenrat gab ich über Einnahmen und Ausgaben im einzelnen jährlichen Bericht. Die Reisen weiter nach Norden konnten nur mit Hilfe der Heimat, d. i. eines Zuschusses des Evangelischen Oberkirchenrates, gemacht werden. Immerhin stand nach der Abrechnung über die zweite Reise Bahia—Recife—Belem einer Ausgabe von 1012 Milreis eine Einnahme von 852 Milreis gegenüber, von welcher den größten Teil mit 500 Milreis Recife aufgebracht hat. Dagegen mußten die Spesen der ersten Reise Bahia—Recife—Belem—Manáos zum weitaus größeren Teil vom Evangelischen Oberkirchenrat getragen werden. Als ich mich vorher mit meinem Dienstauftrag brieflich bei einem deutschen Kaufmann in Manáos vorgestellt und meinen beabsichtigten Besuch angekündigt hatte, erhielt ich die nicht mißzuverstehende Antwort: „ein Besuch dort würde sich für mich nicht lohnen.“

Ich kam aber doch und der Evangelische Oberkirchenrat gab auf meinen Bericht die Weisung weiterer Besuche in größeren Zeitabständen unter Zusage der Deckung der fehlenden Spesen.

So kam ich meiner Dienstanweisung ganz nach und stillte auch mein eigenes Verlangen, indem ich 1930 über Belem die Hauptstadt des Staates Pará (oft auch selbst Pará genannt), den mächtigen Pará-Strom und dann den noch mächtigeren Amazonas-Strom hinauf nach Manáos, der Hauptstadt des Staates Amazonas, fuhr. Hier war die äußerste Grenze des mir zugewiesenen Gebietes erreicht. Mit dem schlechten Geschäftsgang infolge des katastrophalen Darniederliegens des Gummimarktes lag auch die Stimmung sehr danieder. Ich konnte nur in einer aus Bayern stammenden Familie Hausandacht halten und habe alle aufgesucht, auch eine auf den Philippinen geborene blinde deutsche Greisin, die für den Besuch zu Tränen gerührt dankbar war. Unvergeßlich ist mir der Abschiedsgruß eines Deutschen nach meinem ersten und einzigen Besuch in Manáos, als das Schiff von der Landungsbrücke ablegte: „Herr Pastor, kommen Sie wieder, wenn bessere Zeiten sind.“ Meine Antwort konnte nur sein: „Der Pastor ist dazu da, daß er gerade dann kommt, wenn schlechte Zeiten sind.“

Pastor Graeter war im vergangenen Jahr zum erstenmal in Manáos. Mit seiner Erlaubnis bringe ich etwas aus seiner interessanten Reisebeschreibung, die er im Evangelischen Gemeindeblatt für Bonn und Umgebung veröffentlicht hat (Nr. 28, 1935). Er reiste in Begleitung seiner tapferen Frau, also im wahren Sinne des Wortes einer Gefährtin. Die „Frau Pastorin“ war ja den Diasporagenossen und erst recht den Brazilianern etwas ganz Neues und Sehenswertes, nachdem die beiden ersten Reiseprediger, A. und B., nur als Ledige gekommen waren. Pastor Graeter schreibt: „Am 28. März verließen wir Belem, um unsere neuntägige Amazonasfahrt nach Manáos anzutreten. Wir benutzten dazu den Flußdampfer ‚Eujabá‘. Diese Flußdampfer haben durchweg noch Holzfeuerung, bei dem Holzreichtum des Amazonasgebietes doch das billigste Heizmaterial. Aber einen großen Nachteil bringt diese Heizart mit sich. Es ist klar, daß die Schiffe nicht schon das gesamte Brennmaterial für die ganze Reise mitnehmen können, da der Raum beschränkt und der Verbrauch sehr groß ist. So hielten wir ungefähr alle 24 Stunden, um unseren Betriebsstoff zu ergänzen. Meist geschah das in der Nacht, da die Navigation auf dem von unzählig vielen Inseln durchschnittenen Stromgebiet bei Nacht sehr schwer ist. Es läßt sich denken, daß wir da nicht viel Nachtruhe fanden. Die Fahrt war in den ersten Tagen sehr interessant, aber auf die Dauer wirkte die Eintönigkeit von Wasser, Urwald und strahlend blauem Himmel langweilend. Wenn auch die Unterbringung auf unserem Dampfer recht gut war — sie sind ja gerade für die Tropen mit ihrer Hitze und den vielen Moskitoschwärmen sinnvoll gebaut —, so ließ die Verpflegung stark zu wünschen übrig. Wasser an Bord zu trinken, ist sogar sträflicher Leichtsinns wegen der Typhusgefahr. So waren wir recht froh, als wir bei strömendem Regen in Manáos einliefen . . . Die deutsche Kolonie in Manáos,

einst groß und reich — verfügte doch der Klub als einziger im Norden über ein eigenes Klubgebäude, das nunmehr an die Engländer vermietet ist —, ist jetzt sehr klein und zählt ca. 30 Köpfe, nur wenige können noch als leidlich wohlhabend bezeichnet werden. Auch in Manáos freute man sich sehr über unser Kommen und gab uns sehr viel Liebe. Unser Gottesdienst am Sonntag, dem 7. April, im Hause des Konsulatsverwesers, Herrn Dreher, war mit 28 Teilnehmern sehr gut besucht. Hier erbrachte meine Kollekte zugunsten der Deutschen Kriegergräberfürsorge den reichen Ertrag von 180 Milreis, so daß sich nunmehr das Gesamtergebnis dieser Kollekte (während der ganzen Reise) auf 1295 Milreis belief! Das ist ein sehr schöner Erfolg! Gerade der Aufenthalt in Manáos brachte mir vollste Befriedigung. Hier, wo jeder Zusammenhalt durch Klub oder nationalsozialistische Partei fehlt, durfte ich meinen lieben Landsleuten so etwas wie ein Gefühl und Bewußtsein von Gemeinschaft bringen. Ein Deutscher, erst wenige Wochen ansässig, versicherte uns immer wieder ganz gerührt, daß dieser Tag der erste sei, an dem er kein Heimweh nach der deutschen Heimat empfunden habe. Ich danke Gott, daß er mich solch schöne, hohe Aufgaben an meinen deutschen Brüdern erfüllen läßt. Da auch alle etwas vom Pfarrerehepaar haben wollten, waren unsere Tage und Abende reichlich ausgefüllt. Als wir am 12. April die Rückfahrt nach Belem auf dem Flußdampfer ‚Victoria‘ antraten, gab uns noch ein großer Teil der Kolonie das Geleit bis auf den Dampfer, doch gewiß auch ein Zeichen dafür, daß es uns vergönnt gewesen war, wirkliche Herzensfühlung zu gewinnen.“

So hat also eine Arbeit, die am Anfang als Versuch betrachtet und als Wagnis bezeichnet werden mußte, im Laufe von 10 Jahren eine den Glauben stärkende Rechtfertigung erfahren.

Während der 7 Jahre meiner Tätigkeit (1925—32), die von einem halbjährigen Heimaturlaub (1928/29) unterbrochen war, konnten die evangelischen Deutschen in Bahia und Recife zu Gemeinden oder Kirchenvereinen gesammelt und auch an anderen Orten mit Wort und Sakrament versorgt werden. Pastor Graeter, der auf den Anfängen mit beachtenswerten Erfolgen weiterbauen konnte, berichtet, daß es auch in Belem zur Gründung eines Kirchenvereins mit 22 Mitgliedern gekommen ist. Sowohl in Bahia wie in Recife ist die Zahl 60 überschritten, wobei Ehepaare und Familien jedesmal nur als 1 Mitglied gezählt werden. Pastor Graeter gibt die Zahl der in Nordbrasilien lebenden evangelischen Deutschen mit etwa 1000 an, während ich sie zu meiner Zeit auf etwa 800 berechnete. An den anderen als den drei genannten Orten kommt die Gründung einer eigenen Kirchengemeinde wegen der geringen Zahl nicht in Betracht. Dagegen ist zu erwägen, ob die jeweils an einem Orte wohnenden Evangelischen nicht zu einer Gruppe zusammengefaßt werden können, welche der nächsten Gemeinde anzugliedern wäre, soweit man bei den Riesenentfernungen von Nähe sprechen kann.

Predigtplätze in diesem ungeheuren Gebiet sind jetzt: Bahia, Recife, Paulista, Rio Tinto, Fortaleza, Belem. Außerdem hat Pastor Graeter

je einmal in Maragogipe (Staat Bahia) und Manáos (Staat Amazonas) Gottesdienst gehalten.

Besucht wurden alle erreichbaren Glaubensgenossen auch an anderen Orten der langgestreckten nordbrasilianischen Küste, um ihnen einen Beweis der suchenden Liebe der Heimatkirche zu geben. Zu solchen Besuchen steht manchmal nur die kurze Liegezeit des Schiffes mit einigen Stunden in einem Hafen zur Verfügung. Ein Versäumen des Schiffes beim Abgang würde unter Umständen ein Warten von 1 Woche bedeuten. Dieser Aufenthalt muß dann ausnahmsweise auch einmal zu einer unvorbereiteten oder durch briefliche Verständigung vorher bestellten Tauffeier ausreichen, wie z. B. in São Luiz do Maranhão in meiner Amtszeit zweimal.

Für die Amtsfreisen ist der deutsche Pfarrer in Nordbrasilien hauptsächlich auf den Schiffsverkehr angewiesen, da die meisten Beteiligten in Küstenstädten wohnen. Dazu fehlen Eisenbahnen, je weiter es nach Norden geht, oder sie führen nur als Stichbahnen von der größten Hafenstadt — die in jenem Gebiet meistens zugleich Hauptstadt des betreffenden Staates ist — ins Innere. Zum Besuche der Glaubensgenossen in den Betrieben der Gebrüder Lundgren wird der Kraftwagen benutzt. Der Gebrauch des Pferdes, das in Südbrasilien 6 Jahre lang mein treuer Kamerad war und Eisenbahn, Kutsche und Kraftwagen ersetzte, war in Nordbrasilien nur einmal zum erwähnten Besuche der Kolonisten in Epitacio Pessoa angebracht. Die Benutzung des Flugzeuges kommt wegen der Kosten nur dann in Betracht, wenn die Beteiligten dafür aufkommen, kann aber in besonderen Fällen, wie dem einer Beerdigung, gute Dienste leisten. Pastor Vahl hat meines Wissens einmal einen Diasporaflug zwischen Recife und Pará gemacht.

Nach Hans Stöckl¹⁾ tauchte in Valparaiso (Chile) in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einmal der Plan auf, in einer „Deutschen Gemeinde“ alle ihre lebenswichtigen, lebensnotwendigen Einrichtungen (d. i. Schule, deutscher Verein, Hilfs- und Krankenverein u. a.) zu ordnen und ihnen in der Kirche den Mittelpunkt zu geben. Ein solcher Gedanke trat mir auch in Bahia als Wunsch hier und da vor die Seele, wenn sie aus der nüchternen Wirklichkeit in ein Märchenland wandern wollte. Wenn aber ausgesprochen, — hätte ein derartiger Plan im Zeitalter einer kirchenfremden Großstadtsäkularisation keinen Anklang gefunden. Seine Verwirklichung wäre freilich gerade für die deutschen Kolonien in überseeischen Großstädten etwas Wunderbares. Aber er setzt den völligen Zusammenklang von Glauben und Volkstum voraus. Und wo ist das heute? Wo wird das in Zukunft werden?

Der Hauptgrund, warum ich auf jene Betrachtung Stöckls zurückkomme, ist seine Herausarbeitung von 3 Formkreisen, in welche alle in den Bereich der Seelsorge des evangelischen Auslandspfarrers fallenden Deutschen zu fassen sind. Das trifft auch auf Bahia und Recife zu. Den ersten Kreis bilden

¹⁾ Stöckl-Valparaiso (Chile): Die Gestalt der Deutschen Evangelischen Gemeinde Valparaiso (Evang. Diasp., Jahrg. XV, Heft 3).

alle, die — getauft und konfirmiert — ihrer Kirche entfremdet wurden und sich doch aus einem dunkeln Gefühl heraus noch zu ihr rechnen. Ein Besuch, ein teilnehmendes Wort, ein herzliches Mitfühlen und Verstehen einer individuellen Lebensentwicklung und besonderer Schicksalswege, von denen die meisten Auslandsdeutschen zu sagen wissen, ruft eine freundliche Gegenwirkung hervor. Ein absprechendes Wort würde den gefühlsmäßig noch bewahrten Zusammenhang mit der Kirche gänzlich aufheben. Dieser Kreis will und muß aufgesucht, ja in der Weite jener tropischen Großstädte oft förmlich entdeckt werden.

Da dort die Mitgliedschaft im Deutschen Verein (um nicht Klub zu sagen) sich früher zumeist aus Kaufleuten zusammensetzte, hielten sich Angehörige anderer sozialen Schichten von der ältesten sichtbaren Form des dortigen Deutschtums, eben dem Verein, fern. Zur Bildung einer eigenen ihrer beruflichen oder gesellschaftlichen Stellung entsprechenden Vereinigung (z. B. Arbeiterverein) waren es zu wenig, so daß sie sich einsam und oft auch zurückgesetzt fühlten. Wenn ich aus diesem Kreise, etwa aus dem gewerblichen Mittelstand, jemand zum Gottesdienst einlud oder nach dem Grunde des Nichtkommens fragte, dann konnte mir die Ansicht einer Frau begegnen: „Da müsse man jedesmal ein neues Kleid anhaben.“ So töricht und übertrieben natürlich diese Ansicht war, so bezeichnend ist sie für die Empfindlichkeit bestimmter Kreise hinsichtlich ihrer sozialen Geltung innerhalb einer Auslandskolonie. Ob und inwieweit da der Nationalsozialismus drüben eine Brücke zu schlagen vermochte, ist der Feststellung wert. Nur das eine ist gewiß — solange die evangelischen Gemeinden keinen eigenen Kirchenraum hatten, sondern im Deutschen Verein (dankbar und froh, überhaupt etwas zu haben) zu Gäste waren, war auch eine gewisse Zurückhaltung einzelner beim Besuch des Gottesdienstes erklärlich, sofern der „nicht passende Raum“ nicht nur ein Vorwand für fehlenden guten Willen war. Und solange derartige Auffassungen von beiden Seiten und eine gewisse Empfindlichkeit — gerade bei uns Deutschen — von einer Seite herrschten, ist der lutherische Pfarrer der Mann, der die äußere und innere Verbindung der zerstreuten Glieder unseres Volkstums anbahnt und Vorurteile durch eine seiner Berufung entsprechende gleichmäßige Hingabe an alle überwindet.

Der zweite Formkreis ist der engere. Es sind die an Arbeit des Pastors vom Elternhaus, von der Heimat und Jugendzeit her Interessierten, die den Pfarrer als Träger eines Amtes und Vollzieher eines Auftrages werten und von selber kommen, wenn ein Gottesdienst angesetzt und bekanntgemacht ist. Dies geschah durch Anschlag an der schwarzen Tafel des Vereins „Germania“ und durch Anzeige in brasilianischen Zeitungen, denen der deutsche Text bisweilen einige Schwierigkeit macht. Eine deutsche Zeitung gibt es in Nordbrasilien nicht.

Der genannte Kreis war in Bahia anfangs recht klein, wie es bei der langen kirchlichen Verlassenheit der Leute erklärlich ist. Daß er in Recife etwas größer war, gab mir Anlaß, der kirchlichen Herkunft unserer Volks-

genossen nachzugehen und nachzudenken. Nicht einmal alle beitragszahlenden Mitglieder gehörten zu dem zweiten Kreise. Aus ihm wurden die 3 Vertreter der Kirchengemeinschaft — ohne parlamentarische Wahl — einfach aus der Begebenheit eines Zusammenschlusses heraus gewonnen. Mit ihnen traf ich die ersten Abmachungen über meine Tätigkeit in Bahia und über ihre Abgrenzung von der Reispredigt, über Mitgliederbeiträge und Gebühren für Amtshandlungen, die satzungsmäßig in die Kirchentasse flossen. Mit ihnen besprach ich die Anliegen und Schwierigkeiten des Amtes. Sie warben neue Mitglieder zum Eintritt in die Kirchengemeinschaft und traten in wohlwollender Weise für den Pastor gegenüber schwierigen Kritikern ein.

Der dritte Kreis war durch solche vertreten, die zu dem Pfarrer als Träger seines Amtes in vornehmem Abstände sich hielten, ihn gesellschaftlich gelten ließen, ja zu beanspruchen geneigt waren, aber jede Bezugnahme auf die werdende Kirchengemeinde, auf ihre Gottesdienste u. dgl. vermieden und zuerst nicht recht wußten, was sie mit dem Pastor anfangen sollten. Da suchte man durch angebrachte und unangebrachte Scherze oder durch seelische Entladungen und eine nachdenklich stimmende Beurteilung früherer Erfahrungen mit der Kirche über die unbehagliche Lage hinwegzukommen. Bei solchen Begegnungen wäre es verfehlt, den Schnellbeleidigten zu spielen, aber auch gewagt, seinen Beruf irgendwie zu verleugnen. Da ist es für ein gutes oder schlechtes Verhältnis zu einem Landsmann auf lange Zeit hinaus entscheidend, ob man das rechte Reden wie das rechte Schweigen zu üben weiß. An einem Orte, an dem nur wenig Deutsche lebten, wurde ich bei wiederholten Besuchen gut und gastfreundlich aufgenommen. Anregung und Angebot eines Gottesdienstes fand aber keinen Widerhall. Ein einflußreicher, aber kirchenfremder Deutscher nannte mich trotz meiner Ablehnung mit Vorliebe „Herr Doktor“, wie man in Brasilien Akademiker auch ohne besonderen Erwerb des Grades gerne „doutor“ nennt. Ich sagte ihm schließlich: „Herr X., Ihnen scheint mir der Doktor lieber zu sein als der Pastor.“ In seinem gastlichen Hause jedoch erfüllte der Genannte oft gegenüber Besuchern aus dem Reiche und aus dem Lande das Wort Jesu: „Ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich beherberget.“

Was im Äußeren zu einem deutsch-evangelischen Kirchenwesen gehört, fehlt in Bahia und Recife fast alles. Kirche und Pfarrhaus sind nicht vorhanden. Der Pastor hat sich allenthalben auf Behelf einzurichten. Er kann von der Knechtsgestalt der evangelischen Kirche reden. Das ist nicht unter allen Umständen ein Anlaß zum Rühmen, obwohl wir weder im Talmischmuck und in der Fülle elektrischer Lampen an den Altären südamerikanischer katholischer Kirchen, noch in der von echtem Goldbelag strotzenden, mit Hilfe von Staatsmitteln erneuerten Franziskanerkirche in Bahia unsere Muster suchen wollen. Aber die Dinge können dort für den Wirklichkeitsfönn gar nicht anders liegen. Und jene Gemeinden ohne Überlieferung und Eigenbesitz, ohne feste Einrichtungen und selbsttätiges Gemeinbewußtsein sind mehr im Glauben als in der Gestalt vorhanden. Es ist darum Möglichkeit und Hoffnung, daß etwas werde.

Mangels einer Kirche oder eines eigenen Kirchenraumes wurde zuerst der große Saal des Deutschen Vereins „Germania“ in Bahia benutzt, der durch fast einstimmigen Beschluß einer Versammlung für unsere Gottesdienste freundlich überlassen wurde. Hier war der Lärm der Straße durch die wegen der Tropenhitze beständig offenen Fenster, der Lärm gräßlicher Autohupen und das Rasseln der Straßenbahnwagen, manchmal auch der schrille Ton der Klingel des Fernsprechers neben dem Saal lästig störend.

Dann versammelten wir uns in einem kahlen, aber ruhig gelegenen Raume der deutschen Schule. Als ich hier einmal einen aufgeweckten Knaben nach seinem ersten Besuche des Gottesdienstes in Begleitung seiner Eltern und Geschwister (welch eine Seltenheit!) fragte, was er zu der Feier meine, kam im Ton kindlicher Enttäuschung die Antwort: „Da sieht man ja gar nichts.“ Er dachte wohl an einen Gang in eine katholische Kirche mit einem Kameraden. — Nach diesem Provisorium verlegten wir unsere Gottesdienste in die Halle der Regelbahn der „Germania“, aus der sich durch Pflanzenschmuck noch am besten ein von der Außenwelt abgeschlossener und der Undacht entgegenkommender Raum herstellen ließ.

Die Engländer haben in Bahia und Recife in guter Straßenlage eigene Kirchen ohne Turm und Glocken. Letztere waren zur Zeit des brasilianischen Kaiserreiches (bis 1889) den Nichtkatholiken verboten. In Belem (Pará) liegt das schmucke englische Kirchlein in einem Garten. — 1932 waren die Beziehungen zwischen uns und den Briten wieder so geworden, daß der gastweisen Benutzung ihrer Gotteshäuser nichts mehr im Wege stand. Als ich 1925 nach Bahia kam, wäre dies unter der Nachwirkung der Erinnerungen an den Krieg, die schwarzen Listen und die Besetzung des Rheinlandes noch nicht möglich gewesen. In Belem hielt ich im März 1932 an einem Werktag einen gut besuchten Abendgottesdienst, bei dem der englische Pfarrer sich freundlich für das Orgelspiel zur Verfügung stellte. Auch in Bahia hielt ich 1932 zum erstenmal den Karfreitags- und Ostergottesdienst in der englischen Kirche. Pastor Graeter kann dies jetzt regelmäßig an allen drei Orten tun. Wie er mir schrieb, waren die Trauerfeiern nach dem Ableben unseres geliebten, auch bei den Brasilianern in hohem Ansehen stehenden Hindenburg besonders feierlich und außerordentlich gut besucht. Die volksdeutsche Seite der Sendung unserer Kirche tritt bei solchen Anlässen im Auslande deutlich in die Erscheinung. — Zu dem Fehlen einer eigenen Kirche kommt das eines Pfarrhauses. Pastor Bahl und ich als Unverheiratete wohnten ebenso wie Pastor Graeter mit Frau in einer Pension, in der man auf ein Zimmer, und — wenn man sich's leisten kann, auf höchstens zwei beschränkt ist. Man hat bei der leichten Bauart der Häuser unter der Unruhe des Kommens und Gehens der Gäste allerlei auszustehen und wird trotz aller Aufmerksamkeit der Pensionsmutter bisweilen lebhaft an seine Fremdlingschaft und an ein stilles Pfarrhaus in der Heimat erinnert.

Immerhin unterliegt der Pastor so nicht der Versuchung, sich einzuspinnen und bleibt in täglicher Fühlung mit dem Leben der Kolonie. Durch

reisende Vertreter großer deutscher Firmen, durch einkehrende Flieger des Kondor-Syndikates erfährt er bei Tisch und auf der schattigen Veranda oft Neues und Wissenswertes über seine die ganze Nordküste entlang reichende Diaspora. — Bleiben wir bei der Darstellung der Stätten, die für das Wirken des Diasporapfarrers weiter in Betracht kommen, so ist es der Friedhof, wohin ich den Leser führen möchte. In Bahia heißt er im Volksmunde „cimiterio allemão“, deutscher Friedhof, ist aber nach der Sazung Fremden- oder Ausländerfriedhof (cimiterio dos estrangeiros), auf dem meistens Deutsche, aber auch Schweizer und Brasilianer, die mit Deutschen verheiratet oder verwandt waren, ihre Ruhestätte gefunden haben. Wenn man auch da und dort ein vergessenes Grab antrifft, so ist der Friedhof mit seinen hohen Bäumen im ganzen doch gut gepflegt, was bei der sengenden Hitze und wegen der Schädlinge (eine Sorte Ameisen „Grubenarbeiter“ — mineiros —, eine andere „Blattschneider“ genannt) viel Sorgfalt erfordert. — In Recife werden die Toten der Deutschen entweder auf dem englischen oder dem städtischen Friedhof der Brasilianer beerdigt. Feuerbestattung kennt man dort nicht. Da ist alte Sitte und der Einfluß der römisch-katholischen Kirche noch zu mächtig. Die Friedhöfe der Engländer und der Fremden haben ihren Ursprung in der bis 1889 maßgebenden Haltung der Priesterkirche gegen Andersgläubige.

Die Inschriften auf den deutschen Grabsteinen enthalten außer Namen und Daten manchmal auch einen aus der Denkweise der Aufklärung stammenden Vers oder Wunsch. Beim sinnenden Weilen auf dem englischen Friedhof in Recife war es mir immer ein Gruß aus der biblischen und ewigen Heimat, wenn ich fast auf jedem Leichenstein eines Engländers einem vertrauten Bibelwort begegnete, wahrscheinlich das Lieblingswort oder der Leichentext eines heimgegangenen Pilgers der Nation, deren Grabsteine in allen Erdteilen die Meilensteine ihrer kolonisatorischen und politischen Weltgeltung sind und die ihre Nationalkirche überallhin begleitet hat. Wir Deutsche haben spät, aber nicht zu spät, unsere Kirche im Auslande als die treueste Trägerin und Bewahrerin ewiger und vollklicher Werte zu schätzen angefangen. Und was da seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts und in steigendem Maße seit der Gründung des Bismarckschen Reiches durch die preußische, hannoversche und sächsische Landeskirche, nicht zuletzt aber durch den Gustav Adolf-Verein getan worden ist, soll auch heute unter anderen Zeichen und Parolen nicht vergessen werden.

Sehen wir uns nun den lebendigen Stoff an, aus dem die deutschen evangelischen Gemeinden in Bahia und Recife aus ihren ersten Anfängen heraus geformt werden sollen: Deutsche Männer in einem harten, oft verhärtenden Berufe, in ihrer Existenz als Kaufleute mehr als andere von Gewinn und Verlust, von Kurs und Konjunktur abhängig, immer auf Posten, den günstigsten Augenblick für ein Geschäft zu erspähen und zu ergreifen; dazu eine anderssprachige Umwelt, die neben dem seltenen „königlichen Kaufmann“ häufig die Erscheinung des skrupellosen Händlers und Spekulanten

herausstellt und höchste Wachsamkeit gebietet. Kaufmännische Angestellte oder Bankbeamte und -angestellte, die — wenn ledig — je nach Gehalt in einer besseren oder billigeren Pension wohnen, seltener sich zu einer von einer Farbigen betreuten „Junggefallen-Republik“ zusammentun. Ihr Leben bewegt sich zwischen der Tagesarbeit in heißen Kontoren, ihrer Wohnung und dem deutschen Vereinshaus und verliert in seiner Eintönigkeit viel von dem ersten romantischen Reiz der Neuheit. Einladungen beim Hauptleiter der Firma oder sonst in einer deutschen Familie, Leseabende und Veranstaltungen im deutschen Verein, der mehrtägige Besuch eines Kriegs- oder Schulschiffes, ein Abendessen an Bord eines im Hafen liegenden Passagier- oder Frachtschiffes sind hochwillkommene Unterbrechungen des täglichen Gleichschrittes. Welche Bedeutung in solcher Abgeschlossenheit dem deutschen Buche zukommt, läßt sich leicht ermessen. Neben den Kaufleuten, welche die Mehrzahl der Deutschen in den genannten Städten ausmachen, sind noch folgende Berufe — oft nur in einer oder einigen wenigen Personen vertreten: Lehrer, Lehrerinnen, Erzieherinnen, Krankenschwestern, Inhaberinnen von Pensionen, Ingenieure, Techniker, Betriebsleiter und Meister in Fabriken, Angehörige des Bau-, Schlosser-, Tischler-, Bäckergerwerbes, Schriftsetzer, Naturaliensammler und -verkäufer. In Bahia ist das Deutsche Reich durch einen Berufskonsul mit seinem Personal vertreten, in Aracajá, Recife, Fortaleza, São Luiz do Maranhão, Belem, Manaós durch Wahlkonsuln. Von Akademikern sind mir in dem ganzen großen Diasporagebiet außer dem Pastor nur ein paar Ärzte in Recife und ein Diplomvolkswirt bei der Firma Lundgren bekannt. Nach dem Zusammenbruch Deutschlands haben die Gebrüder Lundgren mehrere frühere durch die schmachliche Novemberrevolution aus ihrer Laufbahn geworfene Offiziere als Direktoren und Abteilungsleiter angestellt, wie man sagt, mit der Begründung, daß sie gut zu befehlen und gut zu gehorchen wüßten. — Das zahlenmäßige Wachstum der Deutschen in Recife seit meinem Weggang dürfte mit dem Ausbau des Unterplatzes für die Zeppelin-Luftschiffe zusammenhängen.

In den Tropen Nordbrasilien's, wo angespannter gearbeitet wird, als Fernerstehende meinen, bedeutet es ein anerkennenswertes persönliches Opfer, wenn einer nach schweißsauren Wochentagen am Sonntag seine bequeme Häuslichkeit, seinen Morgenritt, sein Seebad für einen Kirchgang drangibt. Die Erfahrung in Bahia hat gezeigt, daß Abendgottesdienste besser besucht sind als Morgenfeiern. Die Engländer ließen zu meiner Zeit in Bahia, wenn ihr Pfarrer von Recife kam, von der Sitte des Morgen- und Abendgottesdienstes in ihrer Kirche wegen des geringen Besuches ab und feierten nur den Abendgottesdienst.

Habe ich im vorigen der Stellung der Männer in ihrer Umwelt gedacht, so sei jetzt die deutsche Frau in ihrer vom Leben in Deutschland und auch in Südbrasilien ganz verschiedenen Lage genannt. Sie hat um die Erhaltung ihrer Gemütswerte im täglichen Kleinkrieg mit den farbigen, gerade gegenüber Ausländern oft recht anspruchsvollen Dienstboten zu kämpfen. Noch

schwerer wiegt der Kampf um die Erhaltung der Art und Sprache ihrer Kinder — und wenn sie keine haben, der Kampf gegen die gefährliche Langlei-
weile in einer fremden, heimatfernen Umgebung. Die Kinder lernen und ge-
brauchen in ihrer Ungefestigkeit leicht und schnell im Umgang mit Dienerinnen
und Nachbarkindern die Landessprache und kommen mit der Muttersprache
in ernste und heitere Konflikte, wenn nicht Haus und Familie einen starken
Schutzwall bilden.

Ich gedenke mit hoher Achtung einer Mutter, die sich wie eine Löwin für
die Erhaltung deutscher Art und Sprache bei ihren drei Kindern einsetzte. Vater
und Mutter stammten aus Blumenau (Santa Catharina). Beruf und ge-
schäftliche Teilhaberschaft wiesen den Mann auf häufigen Umgang mit den
Landeskindern bis in den häuslichen Kreis hinein. Da hieß es täglich und
stündlich auf der Wacht sein.

Ich erinnere mich einer andern Mutter, deren beide blonde Kinder ich
getauft hatte. Sie sprach mir später bei einem Besuch das verlegene Bedauern
aus, daß sie den Anfängen nicht widerstanden hatte, als ihre Kinder ihr
Sprachvermögen einer Zunge zuwendeten. Die farbige Dienerschaft und die
Nachbarkinder trugen einen leichten Sprachsieg über den schwachen Willen
der Mutter davon. Da war nichts mehr zu wollen. Vielleicht wurde aus
einem herben Schicksal, das die Familie in die deutsche Heimat zurückzwang,
ein Glück.

Gegen die Gefahr der Verwelschung hat mir früher einmal ein biederer
Sattlermeister in Cruz Alta (Rio Grande do Sul) ein derbes, aber prak-
tisches Rezept gepriesen. Er sagte: „Ich kann nicht verhindern, daß meine
Jungens auf der Straße mit ihren Kameraden portugiesisch sprechen; wenn
sie es aber zu Hause versuchen, ziehe ich ihnen eine herunter.“ — Noch wirk-
samer ist jedoch strenge Folgerichtigkeit der Eltern und aller Landesleute, die
in einem Hause mit Kindern verkehren, indem sie nur deutsch und richtig
deutsch sprechen.

Wohl sind auch die deutschen Schulen in Bahia und Recife in dem
Kampfe um Erhaltung der deutschen Sprache ein wichtiger Faktor. Aber
Wille zum Volkstum und Kräfte des Volkstums können sich nicht voll aus-
wirken. Einmal hat die Landesgesetzgebung den Unterricht in der Mutter-
sprache der Kinder zugunsten der Landessprache empfindlich eingeengt.
Immerhin kommen die schulgesezlichen Bestimmungen bei den guten Be-
ziehungen zwischen Deutschen und Brasilianern im Norden nicht zu strengster
Anwendung. — Und dann sind die aus geldlichen und kulturpolitischen Grün-
den in jene Schulen bis zu einem Drittel aufgenommenen Kinder brasiliani-
scher Eltern oder Mütter für den Gebrauch der Landessprache durch alle,
auch die deutschen Schüler, in den Pausen, bei Spielen, auf dem Schulweg,
bei den landesüblichen Geburtstagsfeiern u. dgl. maßgebend. Mit dem
simultanen Charakter der Schulen ist auch die Erziehung der evangelischen
Kinder zu deutsch-lutherischer Haltung erschwert. Um so wichtiger ist der
kirchliche Unterricht durch den deutschen Pfarrer. Das Schwergewicht der

erzieherischen Verantwortung liegt da draußen noch mehr als in Deutschland bei den Eltern, in der Familie, im Hause.

Hier in dem natürlichsten und engsten Kreise der Volksgemeinschaft gilt es, die Knaben gegen die in Haltung und Lebensauffassung dem Klima entsprechend lässige, frühreife Art ihrer anderstrassigen Altersgenossen zu sichern. Hier sind die Mädchen von den Gewohnheiten ihrer Umgebung, die Pariser Mode nachahmt und die Hausarbeit ganz den farbigen Dienerinnen überläßt, abzulenken und mit dem Anspruch des Christentums wie des Deutschtums an das weibliche Wesen vertraut zu machen.

Für eine Absonderung der Lutheraner von Reformierten und Auierten ist angesichts der geringen Zahl evangelischer Deutscher in Bahia und Recife kein Boden. Es ist genug, wenn in den lebenswichtigen Körperschaften ihrer Kolonien, nämlich dem Deutschen Verein, dem Schulverein und dem Hilfsverein, von der Mitarbeit und dem Rat des Pfarrers Gebrauch gemacht wird, wenn deutsch-evangelisches Ethos seine vergebende und verbindende Wirkung erweist und wenn vor allem die evangelische Gemeinde wächst und innerlich erstarkt, daß sie dann wieder den Ackergrund des ganzen Volkstums befruchte. „Es ist ja die Gemeinde, die stellvertretend für das Volk vor Gott steht und damit Gottes Gedanken mit dem Volk zum Ausdruck bringt“ (May, Die volksdeutsche Sendung der Kirche).

Bis diese Erkenntnis Gemeingut aller „nichtzahlenden“ und „zahlenden“ Gemeindeglieder geworden ist, wird noch mancher altböse Bann zu brechen und manche hergebrachte Meinung dranzugeben sein. Wie ist es denn? Getaufte Glieder der Heimatkirchen, konfirmiert und aufgewachsen in liberalen Großstädten, meistens ohne je eine lebendige Anschauung des Bildes einer geschlossenen evangelischen Gemeinde in allen ihren Verzweigungen, Beziehungen, Aufgaben und Werken erhalten zu haben. An den Pastor wird in erster Linie und oft allein die Anforderung eines guten Festredners innerhalb und außerhalb der Kirche gestellt und daneben die nicht zu verachtende Gabe eines guten Gesellschafters von ihm erwartet. Die Gedankengänge und Gespräche, wenn sie überhaupt in die Richtung seines Amtes, Auftrages und inneren Besitzes gehen, verlaufen in den bekannten Bahnen des Rationalismus, der Kritik, ja Ablehnung des spezifisch Christlichen und verwahren sich gegen den Verdacht, man könnte für fromm gelten wollen oder gehalten werden. Gebrauch der Hausbibel, Hausandacht und Tischgebet sind selten. Letzteres habe ich auch nie in einer brasilianischen katholischen Familie angetroffen. Als ein Rest frommen Heimatbrauches hat sich bei manchen deutschen Müttern das Gebet mit ihren Kindern erhalten. Für das, was Gemeinde ist und will, muß das Verständnis erst in zähem Ringen geweckt werden.

In die Herzen deutscher Menschen, die in den geschilderten Verhältnissen und Anschauungen leben, will das Reich Gottes durch das Evangelium wie ein Senforn eingesenkt werden, damit daraus der Leib Christi, die evangelische Gemeinde, auf dem natürlichen Lebensgrunde des Volkstums mit seinen Vorzügen und — seiner Sünde werde und wachse.

Wie viele Hilfen und Mittel der Diasporaarbeit dort fehlen, wurde vorher gesagt. Ein mächtiges Mittel aber hat sie, die Wortverkündigung. Ihr ist in jenen früher brachliegenden Gebieten eine offene Tür, ein weiter Raum und eine große Verheißung gegeben. „Das Wort soll nicht leer zurückkommen.“ Sein Zentrum ist die Predigt von der Macht der Sünde und von der größeren Macht der Gnade, die in Christo Jesu erschienen ist. Der weithin unklare, oft gedankenlos gebrauchte oder abgelehnte Begriff „Sünde“ ist durch den Hinweis auf die Volksünde, die Versündigung am eigenen Volke in ein neues Licht zu rücken. An diesem Zentralen der Verkündigung ist bei aller Aufgeschlossenheit des Diasporapfarrers für die aufgebrochenen Fragen und Aufgaben der weltanschaulichen und völkischen Neuordnung unvermengt und ungeschwächt festzuhalten.

Von der Austeilung, Aufnahme und Wirkung des Wortes in den nordbrasilianischen Kreisen evangelischer Deutscher hängt wie überall das Heute und Morgen der Anfangsgebilde ab, die erst Gemeinden werden sollen. — Wann und wie die Samenkörner der Wortverkündigung aufgehen, steht bei Gott, der tun kann über Bitten und Verstehen, wider Erwarten und Berechnung.

Wem solche Arbeit ans Herz gewachsen ist, der darf — sonder Zweifel — in Glauben und Hoffnung fragen:

Werden dem Deutschtum in Nordbrasilien aus der neuerweckten Liebe zu unserem Volkstum, die nicht in Worten sich erweist, die besten Kräfte aus dem Reiche zufließen und sich mit dem alten Stamme in Einigkeit der völkischen Wiedergeburt erschließen?

Wird sich der demütige und zugleich kühne Christusglaube, wie ihn Luther hatte, mit dem erwachten Glauben an unser Volkstum verbünden? Und wird dieser Bund stark genug sein, dem aufspaltenden Eindringen einer christuslosen Glaubenslehre draußen zu wehren? Wird die eine oder andere jener Gemeinden in Nordbrasilien so erstarken, daß dort später einmal als Wahrzeichen ihres Daseins Kirche und Pfarrhaus entstehen, ähnlich wie sie kürzlich in Lissabon (Portugal, dem Mutterlande der brasilianischen Kolonisation) entstanden sind?

In Recife ist ein Anfang durch Anlage eines Kirchbaufonds gemacht. Wenn dieses noch in der Ferne liegende Ziel ununterbrochen weiter verfolgt wird und wenn der Plan aus dem Willen einer zu Opfern bereiten Gemeinde greifbare Gestalt gewinnt, dann wird gewiß auch die Heimatkirche, vor allem der Gustav Adolf-Verein, den Glaubens- und Volksgenossen über dem Meere helfen, daß sie nicht immer bei den Engländern kirchlich zu Gast sein müssen, sondern in einem eigenen Gotteshause ihrer Glaubensheimat froh werden dürfen.

Literatur

Hegel, Eduard: Die kirchenpolitischen Beziehungen Hannovers, Sachsens und der norddeutschen Kleinstaaten zur römischen Kurie 1800—1846. Paderborn: Bonifaciusdruckerei. 209 S.

Die Arbeit zeigt die kirchenpolitischen Bemühungen der Kurie um eine Neuordnung der Rechtsverhältnisse der katholischen Diaspora in Norddeutschland. Durch vier Ereignisse wird die katholische Restaurationspolitik im Norden bestimmt: 1. durch die Entscheidung der Kurie gegen jede staatskirchliche Lösung. Konsequenz werden bei den Verhandlungen Hannovers, die zeitlich den Verhandlungen mit den anderen norddeutschen Staaten vorangehen, die kurialen Grundsätze einer vollen Autonomie der Kirche herausgestellt. Bemerkenswert ist dabei, daß der Kardinalstaatssekretär Consalvi sich bei dieser Gelegenheit auf den evangelischen Kirchenrechtler Pfland in Göttingen beruft, von dem der Satz stammt: „Wir erkennen als Protestanten, daß der (evangelischen) Kirche in ihrem Wirkungskreise ebensogut Autonomie zusteht, als dem Staate in dem seinigen.“ 2. Durch das Scheitern der Besprechungen über ein Reichskonkordat. 3. Durch die Säkularisation und die napoleonische Rheinbundpolitik. „Das Erwachen der katholischen Kirche in den mittel- und norddeutschen Kleinstaaten ist“, wie Hegel, der in seiner Stellungnahme stets den Standpunkt der Kurie billigt, ausführt, „auf diese beiden wichtigen politischen Ereignisse zurückzuführen.“ 4. Durch die aus der Romantik entstandene Konversionsbewegung. Sachsen wurde von einem katholischen König regiert. 1818 trat Herzog Friedrich IV. von Sachsen-Gotha, acht Jahre später Prinz Ferdinand von Sachsen-Koburg-Gotha zur katholischen Kirche über. Im Oktober 1825 fand die Konversion des Herzogs Ferdinand von Anhalt-Cöthen statt, die wohl in erster Linie auf den Einfluß des Romantikers Adam Müller zurückzuführen ist. Weitere Übertritte aus dieser Zeit: Prinz Adolf Friedrich von Mecklenburg, Gustav Adolf Graf von Jngenheim, Minister von Verbrab in Rudolstadt, sächs. Gesandter E. Plattner, Geschichtsschreiber L. Dreves-Hamburg usw. Der Regent von Meuß-Greiz war mit einer Katholikin vermählt. Die Kurie fand also gerade in den mitteldeutschen Kleinstaaten und in Sachsen günstige Verhältnisse vor. In Hannover erleichterte die Abwesenheit des Königs die Durchsetzung der kirchenpolitischen Ziele. Zum Abschluß eines Konkordats kam es jedoch nicht, beide Teile begnügten sich mit einer Zirkumskriptionsbulle.

Grabert, Herbert: Der protestantische Auftrag des deutschen Volkes. Grundzüge der deutschen Glaubensgeschichte von Luther bis Hauer. Stuttgart: Karl Gutbrod Verlag. 287 S.

Ein merkwürdiges Buch! Lebhaft wird man an die Bemühungen einiger Schriftsteller des 16. Jahrhunderts erinnert, die „Tradition“ der evangelischen Kirche nachzuweisen. Schon bei Melancthon und Colampadius wird ja der Versuch gemacht, die Übereinstimmung der neuen Lehre mit Augustin nachzuweisen; Bullinger hat eine besondere Erwähnung gewendet, „daß die evangelischen Kirchen weder häretische noch schismatische, sondern schlechthin orthodoxe und katholische Kirchen Jesu Christi seien“ (1552). Flacius hat dann ja in den Magdeburger Centurien eine Kirchengeschichte im lutherischen Sinne vorgelegt. Sieht man von einigen Calvinisten ab, die sich an Studien über die Kirchenväter beteiligt haben, so handelt es sich jedoch niemals um eine historische Rechtfertigung. Luther benötigt keine historischen Argumente. Männer der alten Kirche erkennt er an, wenn ihre Lehre und ihr Handeln der Heiligen Schrift gemäß war. In der mittelalterlichen Kirche sieht er dort noch Reste der wahren christlichen Kirche, wo der Boden der Bibel nicht verlassen wird. Historische Argumente sind also vom Biblizismus nicht loszulösen. Die Schrift bleibt die Grundlage. Bei Grabert gibt es eine solche Grundlage nicht. Was er unter „Protestantismus“ versteht, wird nirgends deutlich. Es hat nichts mit protestari „Zeugnis ablegen“ zu tun. Offenbar ist nur der „Protest“ gemeint. So kommt es, daß neben Meister Eckhart Leibniz, Herder, Beethoven, Humboldt und auch der Frühsozialist Wilhelm Weitling (!) stehen: „Das . . . wird die Forschungsweise einer deutschen Glaubensgeschichte sein müssen, durch alle fremden Schichten sich instinktvoller zum Urglauben deutscher Art hinzufinden.“ Von dieser reichlich unklaren Position aus werden Jakob Böhme, die Aufklärung, Leibniz, Friedrich der Große, Lessing, Schleiermacher, die liberale Theologie, David Friedrich Strauß, Arthur Bonus und andere in diese deutsche Glaubensgeschichte eingeordnet. Da es sich hier jedoch stets nur um persönliche Sympathieerklärungen handeln kann (solange die Worte „protestantisch“ und „Urglaube deutscher Art“ im Nebel der

Gefühle bleiben), ist mit einer ständigen Revision dieser „Glaubensgeschichte“ von Seiten der deutschen Glaubensbewegung zu rechnen. Der Verfasser hofft, mit diesem Buch bei den christlichen Volksgenossen Eindruck zu machen. Wir meinen, daß er nur bei den Scheinchristen Eindruck machen wird, die ohnehin schon das Wort „Protestantismus“ in seinem Sinne mißverstehen. Einer Auseinandersetzung mit dem wirklichen Protestantismus stellt sich übrigens Grabert an keiner Stelle. Das „Schattenbogen“, die Auseinandersetzung mit Phantomen, die man sich vor dem Kampfe herstellt, ist auch einfacher. Immerhin verdient die Methode Aufmerksamkeit. —3.

Dennert, E.: Auferstehung! Kann ein Deutscher heute noch an die Auferstehung glauben? Leipzig: Deichertsche Verlagsbuchhandlung 1936. 48 S. Geh. *RM* 1.—.

Ein Biologe tritt für die Auferstehung Christi ein. Das ist ungewöhnlich und erfreulich. Er zeigt einmal, daß sich die Frage nach dem „positiven Christentum“ an dem Auferstehungsglauben entscheidet. Er zeigt weiter, wie die Vernunft durchaus nicht in der Lage ist, schlüssige Aussagen gegen die Auferstehung zu machen. Mindestens ebenso verdienstlich ist aber, daß er als Naturwissenschaftler nicht Beweise für die Auferstehung zu bringen versucht. Das wäre gründlich verfehlt. Zum Schluß spricht er davon, daß die Auferstehung einem Deutschen keinesfalls größeren Anstoß bereitet als anderen Menschen. Die Sprache des Büchleins ist absichtlich schlicht und volkstümlich und darf nicht theologisch seziiert werden. Es ist sicher auch darum für Volksmissionsabende brauchbar, weil viele geneigt sind, dem Biologen Gehör zu schenken. Mit dem marktchreierischen Einband tut der Verlag dem Büchlein freilich keinen guten Dienst.

Katterfeld: Vom Ich zum Wir. Eine Großstadtpfarrfrau erlebt den Umbruch der Zeit. Harfe Verlag, Bad Blankenburg (Thür. Wald). 220 S. Preis: Kart. *RM* 2.75, Leinen *RM* 3.50.

Eine Pfarrfrau, die vor wenigen Jahren aus ländlicher Stille in eine rheinische Großstadt verschlagen wurde, erzählt in diesem fesselnd geschriebenen Buch die lebensvollen Eindrücke, die sie als Mitarbeiterin ihres Mannes in einer Arbeitergemeinde gewonnen hat. Das Blut ist mit Herzblut geschrieben und aus scharfer Beobachtung gewachsen. Es sucht Verständnis für den Wunderweg zu wecken, den Gottes Güte das deutsche Volk in diesen Jahren geführt hat und will den Christen im Vaterland das Gewissen schärfen zum Verständnis der Zeit und zur Erfüllung der deutschen Pflicht. Das Buch ist preiswert bei guter Ausstattung und verdient volle Empfehlung auch gerade für die evangelischen Deutschen im Ausland, denen die Verfasserin selbst entstammt.

Zoellner, D. Wilhelm: Von der Neuordnung der Kirche. Drei Reden. Witten: Westdeutscher Lutherverlag. 1936. 30 Seiten. *RM* —.65.

Der Vorsitzende des Reichskirchenausschusses hat eine Rede (bei der Abendfeier im Dom am 29. 1. 1936 zur Erinnerung an den 30. 1. 1933) und zwei Vorträge in diesem Heft zusammengefaßt. Von Bedeutung für unseren Leserkreis wird vor allem der Vortrag sein, der vor dem Reichsbund der Pfarrervereine am 11. März gehalten wurde über das Thema: Kommt die Staatskirche? D. Zoellner geht dabei von der Grundthese aus: Ohne ein Eingreifen des Staats ging es nicht! Er lehnt aber im Anschluß an Ausführungen des Greißwalder Kirchenrechtlers Dr. Röttgen die Meinung ab, als sei die „Rechtshilfe“ des Staates der Anfang einer „Staatskirche“. Eindrucksvoll sind die „persönlichen“ Worte, die D. Zoellner einmal über sein Verhältnis zum Minister Kerrl, sodann zu den in der neuen „Vorläufigen Kirchenleitung“ zusammengefaßten Bruderräten ausspricht. Wir empfehlen den deutschen Pfarrern im Ausland, sich das Heft kommen zu lassen.

Zimmermann, Bernhard Hans: Die Lutherische Kirche in Österreich. Erlangen: Martin Luther-Verlag. 1936. 32 Seiten. *RM* —.40.

Das sehr dankenswerte, weil aus der Fülle eigener Anschauung und doch aus der Hochsicht eines weitblickenden Auges geschriebene Heft ist keineswegs durch die neuen Ereignisse überholt und sei warm empfohlen. Die Gefahr der „Gegenreformation“ ist in Österreich durchaus nicht vorüber. Wir stimmen der Kritik an der „Kirche“ Österreichs, die nicht einmal eine Einheit von Gemeinden, sondern nur eine Vielheit von Glaubensgenossen ist, mit der gleichen Einschränkung wie der Verfasser zu und teilen voll seine Forderungen auf dem Gebiet des kirchlichen Schulwesens. Die Reform der Anstalten von Oberbüchen ist dringlich.

Auf einer Reise, die mich in die Auslandsdiaspora führte, und zwar in eine Diaspora, der besondere Sprachschwierigkeiten auferlegt sind, lese ich soeben eine Reihe von Heften, die sich

bemühen, unsern Luther wieder dem lutherischen Kirchenvolk lebendig zu machen. Da sind die billigen „Freimundhefte“ zu 10 oder 20 Pfennigen, z. B. das vom Bekenntnis und das von der Wehrhaftigkeit. Sie gehören zu den dankenswerten Gaben der „Vollmission der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern rechts des Rheins“, von denen hier auch gleich die schönen Hefte „Die Hand am Pflug“ und das Taufbüchlein genannt seien, alles Gaben, die sich vom „Traktätchen“ schon durch die äußere Aufmachung vorteilhaft unterscheiden (Mitwirkung des Bärenreiter-Verlags). — Schwerere Aufgaben stellt sich Friedrich Wilhelm Hopp in seinen 3 Bänden mit Auszügen aus Luthers Werken: „Von der Kirche“, „Kirche im Kampf“ und „Lutherbriefe an bekennende Gemeinden“ (Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 64 S. Preis *RM* 1.20). — Am weitesten steckt sich sein Ziel Otto Ault mit seinen Heften „Wir lesen Luther“, von denen Hest 1 vorliegt. Es gibt den Traktat „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ in sorgfältigem Abdruck wieder (Verlag Gustav Schloßmann-Leipzig, 90 S. Preis *RM* 1.80), dem Vorreden, Erläuterungen und Befinnungen beigelegt sind. Ault denkt daran, daß neben und an Stelle der üblichen Bibelstunden auch Lutherstunden gehalten werden sollten, wie er es selbst in seiner Gemeinde tut, und bietet sein Hest als Hilfsmittel dafür an. Zweifellos ein ausgezeichnete Gedanke, und es ist nur zu wünschen, daß recht viele Pfarrer, auch Diasporapfarrer, einmal einen solchen Versuch machen. Die Hemmungen, die in mehrsprachigen Gebieten dem Verständnis von Luthers Sprache und Gedanken entgegenstehen, sind allerdings nicht gering. Ich halte sie aber für überwindbar und würde dankbar sein, wenn ich Mitteilungen über Erfolge oder Mißerfolge erhalte. B. G.

Chronik

Die diesjährige Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins in Kassel wird vom 29. August bis 1. September stattfinden. Wir entnehmen dem vorläufigen Programm folgende Einzelheiten:

Der Tagung geht eine Freizeiter für deutsche Auslandspfarrer in Treysa und eine ökumenische Arbeitsgemeinschaft in Leipzig voran, zu denen besondere Einladungen ergehen.

Am Sonnabend, dem 29. August, wird der Centralvorstand seine Vollsitzung abhalten, während am Nachmittag die Vorsitzenden der Hauptvereine zu ihrer Tagung zusammentreten (entsprechend dem „Großen Rat“ der neuen Satzung). — Am Abend werden die Vertreterinnen der Frauenarbeitskreise ihre Sitzung halten. Gleichzeitig werden die eigentlichen Feiern durch eine Feierstunde für die konfirmierte Jugend von Kassel in der Karlskirche beginnen. Die Ansprache hat der österreichische Jugendpfarrer Traar in Wien übernommen.

Am Sonntag, dem 30. August, werden um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr in der Hof- und Garnisonkirche und in der Adventskirche Kindergottesdienste gehalten werden, in denen Diasporapfarrer zu den Kindern reden werden. Ferner werden wie üblich in zahlreichen Kirchen Hessens Gustav Adolf-Festgottesdienste gehalten von Diasporapfarrern und Führern des Gustav Adolf-Werkes. Leider wird es nicht möglich sein, wie ursprünglich geplant, nach den Gottesdiensten zu einer großen Kundgebung auf dem Martinsplatz zusammenzutreffen, bei der die evangelische Bevölkerung Kassels sich zum Gustav Adolf-Verein bekennen sollte, unter Mitwirkung hessischer Posaunenchor. — Am Sonntag nachmittag werden die Tagungsteilnehmer voraussichtlich vollzählig die schönen Parkanlagen von Wilhelmshöhe besichtigen wollen, zumal die bekannten Wasserfontäne um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr springen werden. Der Kasseler Gustav Adolf-Frauenverein hat auf 4 $\frac{1}{2}$ Uhr die anwesenden Diasporapfarrer und Vertreterinnen der Frauenvereinsarbeit zu einer Kaffeestunde in das Evangelische Gemeindehaus in Wilhelmshöhe eingeladen. — Den Schluß des Kundgebungssonntags wird eine volkstümliche Versammlung im größten Saal von Kassel — der Stadthalle — bilden. Hier sind 4 Ansprachen (aus Jugoslawien, Brasilien, Rußland und Österreich) vorgesehen; die Aufführung der Bach-Kantate „Ein feste Burg ist unser Gott“ wird den Tag abschließen.

Der Montag, der 31. August, wird der Arbeit gewidmet sein. Nach einer Morgenandacht in der Karlskirche versammeln sich die Abgeordneten zu einer kurzen geschäftlichen Versammlung im kleinen Saal des Stadtparls, woran sich dann im großen Saal die öffentliche

Hauptversammlung anschließen wird. Hier wird die Einleitungsrede des Vorsitzenden stattfinden und der Jahresbericht erstattet werden. Hier wird auch der Vortrag über die drei zum Gemeinsamen Liebeswerk vorgeschlagenen Werke (je ein Kirchbau in Bruck/Steiermark, in Brüssel/Belgien und in Engerau/Slovakien) und die Abstimmung darüber erfolgen. — Die Nachmittagsversammlung ist einem Vortrag gewidmet, den das Mitglied des Centralvorstandes, Konsistorialrat Hajenkamp-Düsseldorf (früher Pfarrer in Swakopmund) über das Thema: „Der Dienst der Heimatkirche und des Gustav Adolf-Vereins an den Volksgenossen in den Kolonien“ halten wird. — Am Abend werden dann in der früher üblichen Form in mehreren Gemeindejulen Diasporapfarrer mit Vorträgen zu Worte kommen.

Der letzte Tag, Dienstag, der 1. September, wird die Teilnehmer in mehreren Arbeitsgemeinschaften tätig sehen. Man wird über die Möglichkeiten, das Interesse der Jugend — sowohl der Schuljugend wie der Gemeindejugend — an der Diaspora erwecken und zu erhalten, sprechen und auch — in Anknüpfung an das hundertjährige Jubiläum der weiblichen Diakonie — über den Diakonissendienst in der Diaspora verhandeln. Eine Neuheit stellt die Arbeitsgemeinschaft von Kirchenjuristen dar, in der Sachkenner aus den verschiedenen Gebieten des ehemaligen Österreich-Ungarn über die Rechtslage der evangelischen Kirche in ihren Gebieten Bericht erstatten werden.

Um 11 Uhr versammelt man sich dann als Abschluß der Tagung zum Hauptfest-Gottesdienste in der Martinskirche. Es steht zu hoffen, daß die Predigt in diesem Gottesdienste Herr Superintendent D. Böckler-Stanislaw übernehmen wird. Für die Festgäste, die den Nachmittag zu einem Ausflug benutzen wollen, werden solche nach der sehr sehenswerten Obertalsperre und nach Wilhelmstal veranstaltet.

Wegen der Quartierbeschaffung und sonstigen Anfragen in Kassel wende man sich an Landeskirchenassessor Frommes-Kassel, Renthof 5, Landeskirchenamt.

Franz Rendorff-Haus. Der Ehrenpräsident des Gustav Adolf-Vereins, Geh. Kirchenrat Professor D. Dr. Rendorff, hat sich genötigt gesehen, die Leitung des nach ihm benannten Theologenheims des Gustav Adolf-Vereins niederzulegen, die er nach Ausscheiden aus seinem Amt als Vorsitzender des Centralvorstandes (s. Jahrgang 1934 dieser Zeitschrift S. 138) beibehalten hatte. Der Centralvorstand richtete darauf an ihn einen Brief, in dem es u. a. heißt:

„Wiederholt ist es zum Ausdruck gebracht worden, daß in diesem Hause das Herz des Gustav Adolf-Vereins schlägt, weil es keinen wichtigeren Dienst der Heimat an der Diaspora gibt als den, daß sie hilft, treue Diener der Kirche und ebenso wahrhaftige wie fähige Verkündiger des Evangeliums auszubilden. Es war ein besonderes Geschenk unseres Gottes, daß Sie Ihr der Diaspora gewidmetes Lebenswerk durch eine sechsjährige Hingebung an diesen Dienst krönen konnten. Wir bedauern es schmerzlich, daß Ihnen die Fortführung der Arbeit nicht mehr möglich ist, und sind aufs herzlichste dankbar dafür, daß Sie das Werk, solange als es nur irgend möglich war, in Ihren Händen behalten haben.

Es ist uns eine große Freude, daß über die Wahl Ihres Nachfolgers ohne weiteres ein Einvernehmen erzielt werden konnte. Der Leipziger Ausschuß hat in seiner letzten Sitzung Ihrem Wunsche Rechnung getragen und Herrn Professor Beher mit der Leitung des Hauses betraut. In welcher Weise diese Leitung künftig geführt werden soll, geht aus dem an Herrn Professor Beher gerichteten Brief hervor, von dem wir eine Abschrift hier beifügen.

Ich unterlasse es nicht, Ihnen, dem Ehrenpräsidenten des Gustav Adolf-Werks, den Wunsch auszusprechen, daß es Ihnen noch lange vergönnt sein möge, die Wohnung im ‚Franz Rendorff-Haus‘ innezuhaben und von ihr aus der Entfaltung der weiteren Arbeit in diesem Hause mit voller Zustimmung zuzublicken. Es soll ein Zeichen der ganz großen Dankbarkeit des Centralvorstandes sein, wenn Ihnen dieses Schreiben nicht durch andere Hände zugestellt, sondern persönlich durch seinen vom Generalsekretär begleiteten Vorsitzenden überreicht wird.

In unverbrüchlicher Verbundenheit und mit innigen Gebetswünschen für Ihre Genesung...“

Das **Mitgliederblatt** des Gustav Adolf-Werkes, „Des Glaubens Genossen“, ist **Nr. 4** erschienen. Der Preis beträgt 3 **RM** für das Tausend, kleinere Mengen werden unberechnet abgegeben.

Personalnachrichten. Pfarrer Walter Schlupp in Bello Horizonte wurde nach Theophilus Ottoni und Pfarrer Wilhelm Schmidt in Quadro Braco do Norte nach Rio Negro berufen. — Die Pfarrer Robert Westendorf in Kiel und Pfarrer exr. Otfried Scheele in Holzhausen b. Kassel sowie die Vikare Philipp Börsch in Helmsheim und Ernst Seiter in Müllheim (Baden) wurden vom Kirchlichen Außenamt für den Dienst der Rio-grandenser Synode entsandt. — Pfarrer Karl Bencke, bisher Buenos Aires, kehrte in die Heimat zurück und wurde in das Pfarramt der Königin-Luifen-Gedächtniskirchengemeinde Berlin-Schöneberg berufen.

Holzkanzel. Eine aus dem Jahre 1891 stammende tabellos erhaltene gotische Holzkanzel ist zu verschicken. Sie ist sechsedig im Umfang von 3,80 m und mit dem Fuß (1,50 m) etwa 2,50 m hoch. Bewerbungen sind zu richten an das Ev.-luth. Pfarramt Stapelburg, Kr. Wernigerode (Harz).

Saarland. Die Gemeinde Hühnerfeld konnte mit Hilfe des Rheinischen Hauptvereins und seiner Zweigvereine eine schöne Kirche bauen, die am 14. Juni eingeweiht wurde. Die größte der 3 Glocken schenkte der Blödnernbund Berlin-Pankow und die zweite der Rheinische Gustav Adolf-Verein. Zu der Feier erschienen die Bergknappen in der alten Tracht (vgl. die Bilder S. 281).

Österreich. Nirgends ist die dankbare Freude über die Neuordnung des Verhältnisses Österreichs zum Deutschen Reich größer als in der evangelischen Kirche der österreichischen Diaspora. Man hofft allgemein, daß nunmehr die Verdächtigungen aller evangelischen Österreicher, als seien sie minder gute Patrioten, aufhören, daß insbesondere auch die Schikanen, mit denen Übertrittswillige belästigt wurden, ein Ende haben. Nicht minder wichtig wird es auch sein, wenn nun die gegenseitige Grenzsperrung ein Ende hat und sowohl der Gustav Adolf-Verein wieder seine Abgesandten in die Pflegegemeinden senden kann wie diese ihre Vertreter zur Werbung um Liebe und Hilfe zu den Gustav Adolf-Vereinen senden können. Die diesjährige Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins dürfte besonders starken Besuch aus Österreich aufzuweisen haben.

Österreich. Superintendent Heinzmann in Willach, der Vertrauensmann der Superintendenten der evangelischen Kirche in Österreich, hat unter dem 15. Juli folgenden Hirtenbrief an alle evangelischen Gemeinden in Österreich erlassen:

„Bewegten Herzens haben wir Kenntnis erhalten von dem feierlichen Übereinkommen, durch das am 11. Juli dieses Jahres nach einer bedrückenden Zeit der Entfremdung die freund-

nachbarlichen Beziehungen zwischen Österreich und dem Deutschen Reich wiederhergestellt worden sind. Der Friedenswille des gesamtdeutschen Volkes, das die im Weltkrieg bewährte Waffenbrüderschaft nie hat vergessen können, hat endlich seine Früchte getragen; was zusammengehörte durch die Gleichheit der Sprache, des Blutes und der Geschichte, hat wieder den Weg zueinander gefunden, was entzweit war, ist wieder vereinigt worden. So dürfen wir Gemeinden der evangelischen Kirche in Österreich, die wir tiefer und schwerer vielleicht als andere unter dem Zwiespalt der beiden Bruderstaaten gelitten haben, aufatmend und dankbar bekennen: „Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir frohlich!“

Und indem wir mit dem Dank, den wir dem Lenker der Weltgeschichte in Ehrfurcht darbringen, auch den Dank verbinden, den wir jenen Männern schulden, die sich zu edler Tat zusammenfanden: dem Bundeskanzler Österreichs und dem Führer und Kanzler des Deutschen Reiches — fühlen wir uns aufs neue und um so inniger mit dem Mutterlande Österreich und dem gemeinsamen deutschen Vaterlande verbunden, jenem größeren Vaterlande, von dem wir wissen, daß es überall dort zu finden ist, wo deutsche Herzen schlagen, deutsche Lieder klingen und deutsche Geschichte erlebt wird. Wir aber, wir Gemeinden der evangelischen Kirche in Österreich, die es nicht vergessen werden und nicht zu vergessen brauchen, daß drüben im größeren Deutschland die Wiege der Reformation gestanden, bekennen uns freudig aufs neue als Kinder der Reformation, freudig auch als Kinder der engeren und engsten Heimat, die uns so teuer bleiben wird wie der Glaube unserer Väter.

Wenn wir aber an diesem Tag des Dankes und der Erfüllung sehnlichster Wünsche noch

einer Hoffnung Ausdruck geben sollen, so sei es diese, daß die Vollendung der Verfassung unserer Kirche, um die wir uns nun seit Jahren, noch ohne das Ziel erreicht zu haben, mit heißem Herzen bemühen, dem Werk der Versöhnung zwischen den deutschen Staaten in Wälde folgen möge. Hat das Große gelingen können, so wird auch das Kleinere Wirklichkeit werden: eine voll- und gleichberechtigte evangelische Kirche im neuen, unabhängigen, aber mit dem größeren Deutschland um so fester verbundenen Österreich! — Das ist vorerst noch unsere Hoffnung, das bleibt unser Wunsch, dessen Erfüllung wir von Gott erbitten und von den Vätern unseres Staates vertrauensvoll erwarten.“

Litauen. In Kaunas (russisch Kowno; alter deutscher Name: Kaunen) fanden im Januar die Wahlen zum Kirchenvorstand der lutherischen Gemeinde statt, die mit einem überwältigenden Sieg der deutschen Liste endeten. Eine zweite Abstimmung der Gemeinde beschloß einstimmig, dem Titel künftig das Wort deutsch hinzuzusetzen. Damit wird dem Versuch der litauischen Lutheraner, sich in den Gemeindebeiz hineinzubrängen, hoffentlich wirksam ein Riegel vorgeschoben.

Posen. Nach 18 Jahren erfolgreichster Arbeit in der Leitung der Inneren Mission hat Lic. Dr. Kammel jetzt — durch schwere Erkrankung genötigt — sein Amt niedergelegt. Der Posener Superintendent D. Rhode widmet dem Scheidenden im Gemeindeblatt „Glaube und Heimat“ einen Aufsatz zum Abschied, in dem die Verdienste des Scheidenden gebührend ins Licht gestellt werden. Wir heben hier besonders die großen Leistungen Dr. Kammels auf literarischem Gebiet hervor. Das genannte Gemeindeblatt dankt ihm seinen Aufschwung und seine Bedeutung, die weit über die ähnlicher Blätter hinausreicht, zumal das Blatt auch in Sonderausgaben für Danzig, Oberschlesien und Böhmen erscheint. Noch weiter reicht wohl Dr. Kammels Einfluß durch das von ihm vor 14 Jahren gegründete „Kirchenblatt“, dessen blauen Hefte wir stets mit Spannung erwarteten und mit Belehrung lasen. Wir grüßen den Scheidenden mit herzlichsten Wünschen für seine Genesung. Seine reichen Gaben und Kenntnisse werden sicherlich nicht brach liegen, wenn Gottes Güte ihm wieder Arbeitskraft und Wirkensfreudigkeit schenkt.

Polen. Am 18. Juni beschloß der polnische Sejm ein Ermächtigungsgesetz für den Präsidenten der Republik, in dessen Rahmen nun auch endlich das Verhältnis der evangelisch-lutherischen Kirche Polens zum Staat geregelt werden soll. Wird das Gesetz auch zunächst nur für die unter dem Warschauer Konsistorium stehenden Gemeinden gelten, so ist es doch auch für die anderen Kirchen bedeutsam, weil der Staat sicherlich nach seinem Muster weiter verfahren wird. In Mittelpolen (früher „Kongresspolen“) regen sich die deutschen Kreise der Kirche nachdrücklich; sie verlangen, daß auf Grund freier Wahlen eine Synode einberufen werde und sprechen es aus: „Eine einseitige Lösung der Kirchenfrage würde unzweifelhaft zu einer Spaltung der Kirche führen.“ Formal liegt es so, daß die Staatsverfassung die Zustimmung der Kirchenvertretung vorsieht. Nach der Auffassung des Generalsuperintendenten D. Bursche wird die Kirche in dieser Sache durch die neungliedrige Synodalkommission repräsentiert, in der 5 Polen nur 4 Deutsche gegenüberstehen, während die Kirche selbst mindestens zu vier Fünfteln deutsch ist. — Auch die evangelische Kirche A. u. S. B. in Klempolen (Galizien) meldet bereits ernsthafte Einsprüche an. Und für die unierte Kirche in den von Preußen abgetretenen Gebieten erscheint ein derartig die Kirche knebelndes Gesetz ganz unannehmbar.

Ungarn. Zur Frage der Neugestaltung des Schulwesens der ungarländischen Deutschen (vgl. Heft 1 dieser Zeitschrift) hat der Debreczener Univeritätsprofessor Dr. Fuß als stellvertretender Vorsitzender des ungarländischen Volksbildungsvereins eine ausführliche Denkschrift verfaßt und dem Ministerpräsidenten eingereicht. Aus der Denkschrift interessieren uns vor allem die Darlegungen über das Recht der Kirchen, in den von ihnen unterhaltenen Schulen unbekümmert um das neue Gesetz den A-Typus der Volksschule beizubehalten oder einzuführen. Es wäre wertvoll zu erfahren, wie sich die evangelische Kirche A. B. in Ungarn in dieser Hinsicht verhält.

Sarajewo. Am 19. April fand die feierliche Amtseinführung des neuen Seniors der bosnischen Gemeinden, Pfarrer Hamm-Sarajewo, in sein Amt durch Bischof Dr. Popp statt. An der Einführung beteiligte sich auch D. Geißler in seiner Eigenschaft als Ehrensenior der bos-

nischen Gemeinden. Er diente am Abend mit einem Vortrag über die Grundlehren der evangelischen Kirche. Dem Vortrag sowohl wie der Feier am Vormittag wohnten Vertreter der Staatsbehörde, der Generalität, der Oberbürgermeister und Abgesandte aller Religionsgemeinschaften, auch der Mohammedaner, bei. So bot sich Gelegenheit, vor aufmerksam lauschenden Hörern etwas von der Sendung der Diaspora an die Umwelt zu erfüllen. Über den Verlauf der Feier schreibt uns ein Teilnehmer:

Zwei Eindrücke prägten sich den zahlreichen Teilnehmern unauslöschlich in Herz und Gewissen ein: die besondere Not der Gemeinden in der Diaspora Bosniens, aber ebenso die Treue des lebendigen Gottes, der auch seiner zerstreuten Gemeinden Sonne und Schild ist.

In einem der Begrüßungsschreiben an den neugewählten Senior sagt ein Freund: „Du bist jetzt der Senior des ärmsten Seniorates unserer Landeskirche.“ Der Hauptgrund dieser Armut und Not ist darin zu suchen, daß die vor 40—50 Jahren durch den Staat betriebene Ansiedlung der evangelischen Deutschen in Bosnien auf kulturarmem und wenig fruchtbarem Boden erfolgte. Als man damals die Deutschen in kleinen und kleinsten Splittergemeinden, oft nur ein paar Familien beieinander, ansiedelte, war wohl der Gedanke, daß sie ein guter Kulturdünger sein würden. Kaum glaubte jemand an ihre Zukunft. Aber sie selbst haben sich in zähem Festhalten an Glaube und Volkstum, und geführt von tapferen Pfarrern, nicht unterliegen lassen. Heute sind es 7 Mutter- und 20 Tochtergemeinden geworden mit insgesamt 7084 evangelischen Seelen. Freilich welch ein verschwindendes Häuflein auf dem 42000 qkm großen Bosnien und unter seinen fast 2 Millionen Einwohnern, umzingelt von Pravoslaven (Serben), Muselmanen (Türken) und Katholiken (Kroaten). Dazu hat gerade in den letzten Jahren die Wirtschaftsnot durch Missernten und Hagelschlag, Stilllegung von Betrieben und Arbeitslosigkeit gerade den regsamem Deutschen hart zugefügt. Wer kennt all das Ringen nicht nur um das wirtschaftliche Fortkommen, oft um eine gar kümmerliche Existenz, sondern noch viel mehr um die Erhaltung des deutschen und evangelischen Vätererbes in der Vereinzelung und Vereinfamung der Familien und Gemeinden? Der wäre kein rechter Deutscher, der nicht irgendwie teilnahme an dem Schicksal derer, die in vorderster Linie stehen „als die Sterbenden“!

Um so dankbarer waren die Gäste aus den Gemeinden und Pfarrhäusern Bosniens für das reiche Gemeinschaftserlebnis der Sarajewoer Festtage. Das kam schon bei der feierlichen Begrüßung am Vortrag des Festes in der mit Fahnen und Blumen geschmückten stattlichen evangelischen Kirche zu Sarajewo zum Ausdruck. Der Bischof überbrachte dabei die Grüße der Landeskirche, D. Geißler, vor mehr als 30 Jahren Pfarrer in Banjaluka, die Glückwünsche und Grüße des Gustav Adolf-Werks. Beim Festgottesdienst am Sonntag wies der Bischof in seiner Einführungsrede auf die dringlichsten Aufgaben der geistlichen Führung in der Diaspora hin: „daß der Glaube nicht aufhöre — Stärke deine Brüder!“, und führte Senior Hamm in sein neues Amt ein. Mit kraftvollen Bibelworten stellten sich ihm die Amtsbrüder zur Seite. Der gewaltige Ernst der persönlichen Verantwortung klang aus der Frage: „Kann auch ein Pfarrer selig werden?“ Aber frohe Gewißheit brachte die Antwort aus der „Vosung“ des Tages: „Eure Arbeit ist nicht vergeblich in dem Herrn.“ — In der Antrittspredigt des Seniors, die z. T. in der Landessprache vorgetragen wurde, zielte auf die Gemeinschaft ab: „Die deutsch-evangelische Kirche Jugoslawiens hat ihre Aufgabe in Anbetracht der verschiedenen Nationalitäten und Religionsgemeinschaften erkannt, die Einigkeit in den Mittelpunkt zu stellen und zu fördern.“ Auch die anwesenden Vertreter der ausländischen Staaten und einheimischen Behörden wie der anderen Glaubensgemeinschaften haben diese Worte zu würdigen verstanden.

Der Jahresbericht, den der Senior am Nachmittag bei der Senioratsversammlung erstattete, zeichnete ausdrücklich bei aller Diasporanot die Erfüllung der Verheißung: „Siehe, wir leben.“ Es durfte festgestellt werden, daß in den letzten 15 Jahren in 1097 evangelischen Ehen in Bosnien mit 4076 Geburten und bei 1879 Todesfällen ein natürlicher Zuwachs von 2197 evangelischen Seelen zu verzeichnen ist. Gott sei's gedankt, wir Evangelischen in Bosnien haben den schleichenden Volkstod nicht wie in anderen Gegenden zu fürchten, sondern „wir leben“ und haben Jugend und Zukunft! Und in den Gemeinden ist ein Durst nach dem lebendigen Gotteswort zu spüren, daß man daraus nehme und Leben schöpfe. Weist doch die Statistik in manchen Gemeinden einen Gottesdienstbesuch von 80% und mehr auf! Und das ist nicht totes Gewohnheitschristentum oder nur

aus dem Mangel an anderweitiger Ablenkung zu erklären, sondern weithin ein spürbarer Preis von Gottes Gnade: „Siehe, wir leben.“

Schubberg. Pfarrer Sommer, der diese bekannteste der Kolonistengemeinden Jugoslawiens (s. Jahrgang 1925 und 1927 dieser Zeitschrift und S. 264 dieses Heftes) seit 16 Jahren mit großem Erfolg unter Gottes Segen betreut hat, verläßt sie demnächst, um die Leitung der Erziehungsanstalt Tempelhof bei Stuttgart zu übernehmen.

Belgrad. Am Karfreitag nahm die Königinmutter von Rumänien mit ihrem Befolge am Gottesdienst in dem armenigen Besaal der deutschen Gemeinde (s. Bild) teil. Vielleicht ist es ihrer Vermittlung zu danken, daß seitdem die Frage der Schenkung eines Bauplatzes für eine angemessene Kirche durch die Stadtgemeinde in Fluß gekommen ist. Für den Bau stehen bereits beträchtliche Mittel zur Verfügung, u. a. die Trostgabe vom Münchener Allgemeinen Liebeswerk des Gustav Adolf-Vereins (vgl. Jahrgang 1935 dieser Zeitschrift S. 331). Es wäre Zeit, daß entsprechend dem prächtigen Gebäude, in dem die deutsche evangelische Schule ihr Heim hat, nun auch die Kirche der städtischen Gemeinde (3000 Seelen) in ausreichender und würdiger Form erbaut werde.

Gilli. Der Pfarrer der Gemeinde Gilli (Celse), Gerhard May (geb. 1898 in Gilli), wurde von der theologischen Fakultät der Universität Heidelberg aus Anlaß der 550-Jahr-Feier der Ruperto-Carolina zum Doktor der Theologie ehrenhalber ernannt. D. May ist in allen für die deutsche Diaspora interessierten Kreisen als tiefgeschürfter und aufrüttelnder Redner und Schriftsteller bekannt. Sein Buch „Die volksdeutsche Sendung der Kirche“ (Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen) ist die erste gründliche theologische Besinnung über die auslanddeutsche Diasporaarbeit (vgl. diese Zeitschrift 1935 Nr. 4 S. 182 ff.).

Überdies ist D. May in der evangelisch-ökumenischen Bewegung sehr bekannt und tätig. Er hat soeben eine mehrmonatige Mitarbeit bei der Vorbereitung der nächstjährigen ökumenischen Konferenzen abgeschlossen, die ihn im Auftrage seiner Landeskirche in Berlin beschäftigte. Auf den Leitersatz des vorliegenden Heftes aus der Feder von D. May sei besonders hingewiesen.

Südwestafrika. Das Gemeindeblatt für Afrika „Heimat“, das vom Deutschen Kirchen-

bund für Süd- und Südwestafrika herausgegeben wird, bringt seinem früheren Schriftleiter, dem am 1. Mai in Königsberg (Pr.) nach langem schwerem Leiden heimgegangenen Landespropst Ebers, einen warm empfundenen Nachruf, dem wir folgendes entnehmen:

In acht afrikanischen Dienstjahren (1924 bis 1932) hat er eine weitverzweigte, erfolgreiche Tätigkeit ausgeübt und eine große Arbeitslast getragen. Er war es, der den weiten Farmbezirk um Windhuk durch Farmreisen und Farmgottesdienste regelmäßig kirchlich zu bedienen begann, er sorgte für die Entsendung eines Hilfspredigers und für den Zusammenschluß der deutschen Jugend Südwests im Pfadfinder- und im Mädchenbund, die von Pastor Schünemann und Frau Ebers geleitet wurden, er baute das neue Pfarrhaus in Windhuk und setzte in der Christuskirche den Gefallenen des Feldzuges 1914/15 in Südwest das erste und einzige Denkmal im Lande, den schönen Altar aus weißem Marmor, in dem das Gefallenengedenkbuch aufbewahrt wird. Er regte die Neugründung von Kirchengemeinden in Südwest an und trug durch Reisen, Predigten und Vorträge viel dazu bei, das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutschen evangelischen Gemeinden im Lande zu wecken und zu stärken. Durch seine Tätigkeit vornehmlich kam es 1926 zur Gründung der Südwestsynode, deren Vorsitz ihm einstimmig übertragen wurde. Unter seiner Führung wurde in der Synode wertvolle Aufbauarbeit geleistet. Die Synode trat dem Deutschen Kirchenbund Süd- und Südwestafrikas bei, dessen Vorsitzender Propst Ebers bis 1932 war. Auch hier hat er mit Erfolg am Aufbau einer kirchlichen Arbeitsgemeinschaft der verschiedenen deutschen Synoden gewirkt.

Er war für alle diese Tätigkeit ausgestattet mit reichen persönlichen und wissenschaftlichen Gaben. Als Seelsorger und als Prediger, als Organisator und in der kirchlichen Verwaltung, als Schriftsteller und Schriftleiter der „Heimat“ und des „Heimatkalenders“, — überall war er gleich befähigt. Mancher Kranke, den er in Windhuks Bazaretten besuchte, erinnert sich seiner in Dankbarkeit, manche Predigt, in der Kirche und auf der Farm, hat die Herzen bewegt zu bleibender Frucht. Er wußte, daß es mit der äußeren Organisation allein nicht getan sei und suchte daher vor allem den Menschen innerlich nahezukommen. Er war ein

aufrechter deutscher Mann und ein rechter Hirt und Seelsorger. Sein innerstes Anliegen bei all seiner Arbeit in Südwest hat er einmal in dem Bibelwort zusammenfassend ausgedrückt: O Land, Land, Land — höre des Herren Wort! — Der Verkündigung des Wortes Gottes galt alle seine Arbeit. Sie hat ihm auch manche Enttäuschung gebracht, aber er ließ sich nicht entmutigen, und setzte immer wieder sein Herz an die ihm von Gott gegebene Aufgabe. Auf seiner Arbeit bauen Südwestsynode und Windhuker Gemeinde weiter, und wenn es auch nicht vor aller Augen liegt, Gott hat

ihm Segen gegeben zu seinem Werke, und dieser Segen wirkt in der Stille fort.

Noch zwei Jahre konnte er in der Heimatkirche im Dienste des Herrn stehen; er wurde Superintendent in Haffstrom bei Königsberg in Preußen. Aber er konnte sich nach dem Typhus nicht mehr erholen. Voriges Jahr ging er schweren Herzens in den Ruhestand. Er schrieb an Südwestler Freunde, daß er den Ruf seines Herrn bald erwarte und daß er bereit sei, dem treuen Arbeiter in der Diaspora und warmen Freund und Mitarbeiter des Gustav Adolf-Werkes bewahren auch wir ein dankbares Andenken.

Ausprache

Wort und Wörter Welche ungeheure Bedeutung der Sprache im Raume der Kirche zukommt, ist ja vor allem den Pfarrern in der Diaspora deutlich, die beständig, insbesondere soweit sie mehrsprachig amtieren müssen, Sprachennöten gegenüberstehen. Sie wissen am ehesten zu ermessen, was es heißt, daß das Evangelium zu uns kommt als Wort, als geschriebenes, gedrucktes und vor allem gesprochenes Wort. Aus diesem Grunde ist die Christenheit immer und immer verpflichtet, um das Verständnis der Bibel zu ringen. Dem dient das umfassende Werk, das von Professor Mittel-Tübingen in Gemeinschaft mit einer großen Zahl deutscher Theologen bearbeitet wird: Das Theologische Wörterbuch zum Neuen Testament¹⁾. Allen, die Gelegenheit gehabt haben, es kennenzulernen, wird es allmählich fast wie ein Gemeinplatz vorkommen, wenn immer wieder etwas zum Lobe dieses Unternehmens gesagt wird. Sie werden mit Entdeckerfreude jede neue Lieferung studieren. Dem Bemühen um das rechte gegenwartsnahe Verständnis gelten ebenfalls die vielen neuen Übersetzungen der Bibel (z. B. Menge, Pfäfflen, Schlatter).

In unseren Tagen ist aber auch den Theologen und aufmerksamen Laien in Deutschland die Schwierigkeit, vor allem die Bedrohung deutlich geworden, die die biblische Verkündigung durch die Sprache erfährt. Eben weil hier ihr Nerv ist, ist sie da am leichtesten zu verletzen und nachhaltig zu schädigen. Christentumsfeindliche Strömungen und die politische Rede bemächtigen sich des ausgesprochen christlichen Wortschatzes und legen dem einzelnen Wort einen neuen Sinn bei, z. B. „heilig“ — „glau-

ben an . . .“ Glücklicherweise bringt der neue Wortsinne auch grammatische Weiterentwicklung mit sich, die es dann gestattet, die Begriffe sauber zu scheiden. Als Beispiel sei dafür das Wort „ewig“ angeführt. Es wird mitunter in politischen Reden dazu die Steigerungsform „ewiger“ gebildet. Bei Bildung eines Komparativs wird zwangsläufig der Superlativ mit möglich. Das ist für den sorgfältigen Betrachter ein erfreulicher Fortschritt. Denn nun ist es offenbar, daß „ewig“ im politischen Sprachgebrauch ein Zeitbegriff ist, als solcher Steigerungsfähig ist und so viel wie „sehr lange“, „unabsehbar lange“ bedeutet. Dagegen ist „ewig“ im biblisch-christlichen Sprachgebrauch ein zeitüberlegener, allem Zeitlichen entgegengesetzter Begriff, der darum nicht Steigerungsfähig ist.

Daß unsere politischen Führer ihrerseits durch klare Trennung für einen sauberen Sprachgebrauch eintreten, ist hocherfreulich und dankenswert. Die Rede des Reichsministers Heß, die er am 14. Juni auf dem Parteitag in Breslau hielt, wird vom „Völkischen Beobachter“ (15. 6.) unter das Motto gestellt: „Unser Glaube ist von dieser Welt.“ Als Werke dieses Glaubens werden technische Bauten, die Wiedererringung der Wehrhoheit und ein neues Arbeitsethos genannt. Ist damit nicht deutlich geschieden zwischen diesem und dem biblischen Glauben? Noch deutlicher wird es aus einer Rede des Reichsministers Rust (vgl. „Junge Kirche“ 12/1936, S. 594), der den

¹⁾ Bisher erschienen 2 Bände vollständig und vom 3. Band 5 Lieferungen. Wir möchten auch unsererseits nachdrücklich auf dieses Werk hinweisen, das heute schon zu den unentbehrlichen Hilfsmitteln des Theologen gehört.

Glauben an das deutsche Volk und seine Kraft als ein politisches Credo von dem christlichen Credo abhebt.

Aus den beiden Beweggründen heraus, dem Bemühen um das rechte Verständnis der Bibel im Urtext, um die rechte Übersetzung und die gegenwartsnahe Predigt einerseits und aus der Notwendigkeit andererseits, die Eigenart des christlichen Sprachgutes gegen den Sprachgebrauch der Zeit abzugrenzen, ist der Aufsatz zu verstehen, den D. Erich Stange in den von ihm herausgegebenen Pastoralblättern (Jahrgang 78, Heft 1—5) unter der Überschrift: Das Wort und die Wörter, das Sprachgut der Christenheit in seiner Bedrohung durch die Sprache der Welt, veröffentlicht hat. Dem wertvollen Aufsatz sind viele aufmerksame Leser zu wünschen. Hoffentlich gibt er Anlaß, daß diesen Fragen weiter nachgegangen wird, zu deren Erörterung gerade Diasporatheologen Wertvolles beitragen können.

Die Problematik des Sprachgutes der Christenheit ist, daß sogar ein solch hochstehendes, ja feingebauetes Werkzeug wie die Sprache im Grunde nicht geeignet ist, Gefäß göttlichen Inhaltes zu sein, da sie als ein Stück Welt mit allen Mängeln der Welt behaftet ist. Sie ist wandelbar, mehrdeutig, sterblich. Darum geht Stange von einer „Topographie des christlichen Sprachgutes“ aus. Er legt das unter Bezugnahme auf das oben erwähnte Wörterbuch dar an Beispielen aus dem Neuen Testament, die durch Seitenblicke auf das Sprachgut der deutschsprechenden Christenheit ergänzt werden.

Die christliche Botschaft zwang die Verkünder zu Sprachschöpfungen, da das vorhandene Sprachgut untauglich war (ein besonders in der Mission zu beobachtender Vorgang). Das geschah durch Bildung von „Eigentwörtern“ und durch Umprägung vorgefundener Wörter. Der Aussonderung heiliger Wörter (Grenzfall: die heilige Sprache, Kirchensprache) steht die Ausschcheidung vorbelasteter Wörter gegenüber. Dieser Vorgang ist nie abgeschlossen, da sich ja alles im Bereich des Lebens abspielt, denn die Sprache ist die innigste Verknüpfung von Geisteswelt und biologischem Bereich. Darum steht den Bemühungen der Sicherung laufend die Gefährdung gegenüber. Die Bedrohung kommt nun nicht nur von außen, sondern auch — nein gerade! — von innen, von der Gemeinde, vom Wortverkündiger selbst. Darum müssen sie sich vor allem ihres „Dienstes am Sprachschatz“ bewußt werden, den Stange in ein Wächteramt, Pflegeramt und ein Schöpferamt am Wort gliedert.

Diesen Fragen mit Sorgfalt nachzugehen sind alle, die der „Kirche des Wortes“ angehören, verpflichtet. Hieraus erwachen sehr bedeutungsvolle Erkenntnisse für die Dogmatik und die Verkündigung. Denn einerseits bedient sich das Wort Gottes des höchst fragwürdigen Mittels Sprache, um zu den Menschen zu gelangen. Andererseits hat eben dieses fragwürdige Mittel die Verheißung, daß durch es tatsächlich der Schöpfer Geist zu ihnen kommt, wo und so oft es Gott gefällt.

Siegfried Schüler

Blick in die Zeitschriften

Ernst Fried eröffnet selbst das Heft 6 seiner Zeitschrift „Volk im Werden“ mit einer (leider etwas flüchtigen) Skizze über die „Verschweizung“. Das wesentliche an diesem Vorgang ist ihm das Hinübergleiten von der Eidgenossenschaft zur westlichen Demokratie. Dadurch wird die Gegnerschaft gegen Deutschland zum „Existenzprinzip“ der Schweiz. Der Beitrag von Hans Beher, „Tradition und Revolution in der deutschen Erziehung“, geht uns schon darum an, weil er die Niederschrift eines Vortrags ist, der in Posen und Warschau gehalten wurde, also ganz auf die Diaspora zugeschnitten ist. Der Aufsatz will selbst gelesen sein und ist viel zu sehr ein geschlossenes Ganzes, als daß hier in wenigen Zeilen darüber gesprochen werden könnte. Nur ein Abschnitt sei herausgegriffen, der wichtig ist, weil er den in der Erziehung heute so wichtigen Begriff „Typ“, „Typenbildung“ gegen drei weitverbreitete Mißverständnisse abgrenzt: „Einmal ist es möglich, an die Stelle des Typs einen für alle verbindlichen

Grundkatalog des Wissens zu setzen. Man muß so und so viel Rassenkunde, Geopolitik und Geschichte ‚wissen‘, um anerkannt zu werden. Es bedarf keiner Worte, um diese Meinung als aufklärerisch zu entlarven. Das zweite Mißverständnis ist das des Kollektivismus. Es führt zur Vernichtung der Person und damit zum Bolschewismus. Und endlich steht zwischen uns das Schwärmertum auf und preßt diesen Typ als das Ende und die Erfüllung aller Zeiten, als den Inbegriff des Göttlichen und die Fleischwerdung eines mythischen Seelentums. Dieser Typ ist dem Schwärmertum die endgültige Verwirklichung des ewigen Deutschland und ein Zeichen der Gottheit zugleich — gegen dies Schwärmertum, das den nüchternen Aufgaben den sachlichen Ernst raubt, muß mit der gleichen Schärfe wie gegen den ‚gleichgeschalteten‘ Nationalismus und gegen den Bolschewismus gekämpft werden.“ Daneben nimmt sich der Aufsatz „Die geistige Wandlung in Worbersten“ von Karl Klinghardt seltsam aus. In seiner Freude

über die Fortschritte der modernen Türkei überfließt der Verfasser ganz, daß vielmehr, was er preißt, der fatale Stempel 1789 aufgeprägt ist. Selbst über die richtige und wichtige Erkenntnis, daß hier ein kräftiger „Wind von Moskau“ weht, geht er leicht hin mit folgendem Satz hinweg: „Gewiß, aber außerdem spricht aus solcher überhöhten Forderung (gemeint ist der „Abbruch aller historisch wertvollster selbstschützer Paläste und Gotteshäuser“) die feste Überzeugung, daß es solcher ganz sinnfälliger Verleugnung der Vergangenheit bedarf, um die gesamte Nation auf die Ziele der Zukunft, Technisierung, nationale Aufrüstung und nationale Behauptung in der Weltwirtschaft hinzuweisen.“ Unsere Frage: Wird uns hier wirklich ein Volk im Werden vorgestellt? Unter den kleinen Beiträgen, die das Heft vervollständigen, verdienen zwei, „Zur Stellung der Kulturattacheés“ und „Ostsee-raum ohne Deutschland“ Beachtung. Letzterer macht auf die Arbeit des Baltischen Instituts in Thorn und seine Propaganda in der angelsächsischen Welt durch die Zeitschrift „Baltic Countries“ und „The Baltic Yearbook“ aufmerksam. Was sollen wir dazu sagen, wenn wir von dort hören, daß Ostpreußen eine „allochtone Küstenbarriere“ ist, welche verschwinden und mit dem Hinterland vereinigt werden müsse?

Das Juli-Heft der „**Deutschen Post aus dem Osten**“ enthält einen Aufsatz über den Leidensweg der russischen Mutter von E. von Kugelgen. „Der Kampf der russischen Mutter um ihre Kinder ist eines der tragischsten Kapitel in der opferreichen Geschichte der bolschewistischen Revolution.“ Sowjetstatistiken finden doch immer noch gläubige Leser, z. B. in Amerika. Eine kleine Zusammenstellung zeigt, wie es um die wahren „Fortschritte der Wolgadeutschen“ bestellt ist. Beachtlich ist, daß die Deutsch-Russische Höhere Schule in Berlin-Schöneberg städtische Schule geworden ist. Es wurden zwei Grundschulklassen eingerichtet, die Russisch als zweite Unterrichtssprache betreiben. Außerdem sind für Erwachsene und Schüler Kurse in Russisch, Tschechisch und Polnisch eingerichtet worden.

In Heft 7 der „**Neuen Allgemeinen Missionszeitschrift**“ behandelt Dietrich Westermann Volkwerdung und Evangelium unter den Ewe. Der Kirchenmann der Diaspora tut gut daran, auch die Verbindung auch mit den Missionsleuten zu halten, weil sich hier viele Probleme, die auch ihn angehen, in statu nascendi darstellen. Das Evangelium zerstört das bestehende, mit dem Heidentum verflochtene Volkstum, um ihm aber dann doch zu einer vorher unmöglichen Entfaltung und Blüte zu verhelfen. Westermann zeigt schön, wie die zentralen Kräfte des Heidentums in Familie, Sippe, Stamm abgebaut und neue Widerkräfte aufgebaut werden, die überhaupt erst Volkwerdung ermöglichen, auch über eine unglücklich gezogene politische Grenze (Aufteilung in französisches und englisches Mandatsgebiet). Das führt sogar dazu, daß das in seiner Mehrheit heidnische Volk die Mission zugleich als Sache Gottes und als seine eigene Sache ansieht. Die jungen Christen setzen in der Reinigung des Volkslebens die Voraussetzung für den Aufbau einer Volkskirche. „Sie werden damit aber gleichsam unbewußt auch zu den

wertvollsten Führern des Volksangesen und leisten einen Beitrag zu wirklicher Volkwerdung; denn ihr Einfluß geht weit über den Bezirk der Kirche hinaus.“

Aus dem Juni-Heft des „**Posener Evangelischen Kirchenblattes**“ sind drei Beiträge hervorzuheben: G. Lucas sagt Grundrissliches zur Seelsorge an den Gebildeten. Hans Koch schreibt über die Kodifikation des Kirchenrechtes. Er macht auf die Codificazione canonica orientale aufmerksam, die seit 1930 in der Vatikanischen Druckerei erscheint und die kanonischen Bestimmungen veröffentlicht, die das Verhältnis der Kurie zu den einzelnen Unionskirchen des Ostens betreffen. Daß die Diaspora auch auf dem Gebiete der Kirchenmusik schöpferisch ist, zeigt Rudolf Schneider an den besten Chorwerken von Fritz Lubrich-Rattowik.

Die „**Hamburgische Kirchenzeitung**“ hat Heft 4 des Jahrganges 1936 ganz wesentlich den Aufgaben der Heimatgemeinden an der Diaspora gewidmet. Der Gründer und Leiter des Hamburgischen Vereins „Diaspora“, Pastor i. R. Genty Schmieger in Bergedorf, spricht ausführlich zum Jubiläum der ersten deutschen evangelischen Volkskirche in Übersee, der Mognandenjer Synode, und erzählt aus hundert Jahren hamburgischer Diasporapflege. Der allererste deutsche Pastor, der — vor 112 Jahren — nach Südbrasilien ging, war ein Hamburger, nämlich der Jugendlehrer Wicherns und spätere „Oberküster“ an St. Jakobi, Johann Georg Ehlers. Er wurde im Jahre 1824 in Hamburg ordiniert und hat unter den aller schwierigsten Verhältnissen fast 20 Jahre lang in aufopfernder Treue in Sao Leopoldo seines Amtes gewaltet. Es wäre aber ein Mißverständnis, wollte man annehmen, daß Ehlers nicht ein fundierter Theologe, sondern ein Laien-Kirchenbuchführer gewesen sei. Die „Oberküster“ an den 5 Hauptkirchen Hamburgs wurden damals regelmäßig aus den Reihen der Predigtamtskandidaten gewählt.

Der Aufsatz des Pastors Schmieger behandelt dann den Anteil der einzelnen hamburgischen Hauptkirchen an der Diasporarbeit: St. Jakobi, St. Petri, St. Nikolai, St. Katharinen und namentlich St. Michaelis, wo Pastor Schmieger im Jahre 1901 den Verein Diaspora gründete. Pastor Schmieger hatte zwei Erholungsreisen nach Brasilien, die ihm durch die Direktion der „Hamburg-Süd“ gewährt wurden, zu Entdeckungsreisen gestaltete und gründete zur Hilfeleistung für den Ausbau des dortigen kirchlichen Wesens den genannten Verein unter Zusammenschluß mit dem bis dahin in Hamburg bestehenden „Comitê für die protestantischen Deutschen in Amerika“. Im Jahre 1902 reiste Pastor Schmieger abermals nach Brasilien, und zwar auf längere Zeit, überbrachte dort auch Grüße vom Gustav-Abolf-Verein und vom B.V.L. und nahm als Hauptanliegen aus Brasilien die Sorge um die Errichtung einer Pfarrgemeinde und die Erbauung einer Kirche in der Hafenstadt Rio Grande mit. Im Jahre 1906 schon ging dieser Wunsch in Erfüllung. Erster Pfarrer von Rio Grande wurde der Hamburger Kandidat Hübbe, der dann im Jahre 1924 als Nachfolger von Propst Braunschweig die Vertretung der Heimatkirche für Brasilien übernahm, aber leider im

Jahre 1934 einem Autounfall zum Opfer fiel. 25 Jahre nach Gründung des Vereins reiste Pastor Schwieger abermals nach Brasilien. Er konnte überaus erfreuliche Fortschritte feststellen . . .

In der gleichen Ausgabe der „**Hamburgischen Kirchenzeitung**“ findet sich ein sehr lesenswerter Aufsatz von Pastor Dr. Hans Stöhl in Langenhorn mit dem Titel: „Was erwartet die Auslandsdiapora von der Heimatkirche?“ Der frühere Pfarrer von Puerto Montt und Valparaiso legt hier in ernsten, aus tiefem theologischen Nachdenken stammenden Sätzen die Wirklichkeit der Gegensätze zwischen Heimat und Diaspora dar, spricht von den dämonischen Mächten, die hier offenbar werden, und schließt mit nachdrücklichen, auch ins einzelne gehenden Forderungen an die Heimatkirche, die volle Beachtung verdienen. Es wird auf den wertvollen Aufsatz noch zurückzukommen sein.

Seit Kurzem erscheint eine „**Vierteljahrzeitung**“ für Kirchen- und Geistesgeschichte Osteuropas“ unter dem Titel „**Христос**“. Herausgeber ist der den Lesern der „Evangelischen Diaspora“ als Mitarbeiter wohlbekannte Professor Dr. Dr. Hans Koch-Königsberg. Professor Koch ist Inhaber des Lehrstuhls für Kirchengeschichte in der theologischen Fakultät der Albertina (und zur Zeit deren Dekan), zugleich aber auch im Rahmen der philosophischen Fakultät Direktor des Instituts zum Studium Osteuropas. Wir verweisen auf die neue Zeitschrift, indem wir das Vorwort abdrucken, das der Herausgeber ihr vorangestellt hat.

„Osteuropa ist ein noch umstrittener Begriff. Fraglich sind Ausdehnung und Tiefe, fraglich die Daseinsberechtigung überhaupt.

Es gibt welche, die schon in Osteuropa nur einen erduntdüchsen oder einen geographischen Raum: östlich der Linie Stettin—Triefst; östlich der jeweils deutschen Staatsgrenze; eine Landmasse, umgeben von ungegliederten Küsten, im Gegensatz zum Gleichgewicht zwischen Wasser und Erde im Westen; eine Fläche, von Völkern bewohnt, die „nur einem von außen gegebenen Anstoß folgten oder bestenfalls erst in neuester Zeit zu selbständigem Handeln“ in der Geschichte übergangen; ein „Agrareuropa“, das sich scharf vom westlichen „Industrieuropa“ abhebt; aber auch ein westliches (1) und nur unbedeutendes Anhängsel an einen weit wichtigeren und eigentlich geschichtsmächtigen Erdteil „Eurasis“.

Eine geistige Ausdehnung Osteuropas wurde bisher nur selten und auch dann mit meist zu kurzem Ansatze versucht. Man beschränkte sich auf den hellenistisch-byzantinischen Raum und zog die Grenzen so, daß sie sich praktisch mit den Dürzenen und dem inneren Anliegen der orthodoxen östlichen Kirche deckten. Man überließ hierbei einerseits — wenn man sich nur auf dem Boden Ostroms bewegte — schon das Missionsgebiet dieser Kirche vor ihren Toren und man überließ andererseits die Tatsache, daß es neben den unterstützenden Veränderungen, die von dieser Kirche ausgingen, doch auch Voraussetzungen gab, die sich unabhängig von ihr oder nur mittelbar neben ihr geltend gemacht haben, nämlich die seelische Gemeinschaft der verschiedenen slavischen Völker, die bestehen blieb, auch nachdem

ein Teil dieser Stämme sich in letzter Entscheidung ihr nicht anzuschließen vermochte. Die Verkürzung der byzantinischen Missionsarbeit unter den Slaven konnte soweit führen, daß im Westen lediglich das Bild eines griechischen Missionsobjektes entstand, statt von der Größe und nachweisbaren Tiefe auch dieses Missionsobjektes zu reden. Die Verkürzung gar der slavischen, in ihrer Seele verwurzelten Blutsgemeinschaft aber bedeutete ein künstliches Ausgliedern der West- und einzelner Südwestslaven aus dem slavischen Gesamtverband, ja ein Verneinen, zumindest jedoch ein Unterschätzen einer slavischen Grundhaltung überhaupt.

Demgemäß bedarf in der Geschichte unserer Kultur das griechische Osteuropa seiner Ergänzung durch das slavische, das dessen Haupterbe und bisheriger Bollender geworden ist. Die Geschichte Osteuropas ist somit nichts anderes, als Geschichte des hellenischen Geistes in der slavischen Welt, einschließlich der bestehenden oder in anderen Völkern untergegangenen Minderheiten anderer Größen. Sie ist in weitestem Sinne griechisch-slavische Geistesgeschichte.

Formung und Inhalt des griechischen Geistes waren, als die Slaven in ihrer Hauptmasse seiner teilhaftig wurden, bestimmt durch die griechisch-östliche Kirche, die damals nur noch rechtlich von der römisch-westlichen nicht getrennt war. In der Auseinandersetzung mit dieser östlich-christlichen Kirche standen und stehen alle Völker des östlichen Raumes, ob sie nun, wie die Westslaven sich für das römische Kirchentum entschieden, aber auf eine „Union“ mit der Ostkirche hinarbeiten — oder ob sie gar, wie eine raffisch bunt zusammengewürfelte Minderheit auf dem Wohngebiet der Ostslaven jedes Kirchentum, ja die Religion überhaupt ablehnen.

Osteuropäische Geistesgeschichte ist daher auf den längsten Bahnen ihres bisherigen Weges und bis in unsere Zeit hinein — zugleich auch östliche Kirchengeschichte.

Ein solch geistiges Osteuropa ist größer als das erduntdüchse, geopolitische, wirtschaftliche. Seine Grenzen bringen im Westen bis in deutsches Land, nämlich dort, wo der deutsche Mensch sich mit den Slaven auseinandersetzt — und wo Mythik oder Romantik die letzten Tiefen menschlicher Seele oder menschlichen Glaubens entschleiern. Im Nordosten aber und im Südosten reicht das geistige Osteuropa über den Ural und über den Kaukasus, soweit die östliche Kirche über diese Wälle gelangt hat und soweit sie auch heute noch, trotz äußerer Zusammenbruchs ihr Dasein besorgt, ja ihren Glauben erfolgreich verbreitet.

Osteuropa und seine geistige Eigenständigkeit ist kein notwendiger Gegensatz zu einem abgeordneten, „faulen“ Westeuropa. Beide berühren und ergänzen sich, obwohl Herzstücke der großen Auseinandersetzung zwischen Morgenland und Abendland, in ihren Wurzeln und an den Galmen. Ihre Wurzeln langen beiderseits in die Antike, dorthin, wo römischer Reichsgedanke und griechisches Denken miteinander noch ungetrennt verschmolzen waren. Ihre Galme aber priessen in das Saatfeld der christlichen Kirche und bilden auf ihrem Boden eine Einheit in ökumenischer Schau.“

LICHTBILDER=REIHEN

Glasbilder und Filmbänder

Des Gustav Adolf-Vereins

Dieselben Bilder sind sowohl als Glasbilder als auch Filmbänder vorrätig,
soweit nichts anderes bemerkt ist

Die Glasbilder haben die Größe von $8\frac{1}{2} \times 10$ cm, sind zumeist farbig und werden gegen 4 RM Leihgebühr (portofrei) verliehen. Man bestelle recht zeitig, da die Nachfrage oft groß ist und jede Reihe nur in 1 Exemplar verfügbar ist.

Die Filmfreifen, 35 mm Breite, schwarz, für Filmsto- und andere Vorführungs-Apparate geeignet, werden nur käuflich für 4 RM abgegeben.

Jeder Reihe wird ein fertig ausgearbeiteter Vortragstext beigelegt.

Es liegen vor die Reihen:

- Nr. 1. Südwestafrika. Deutsch-*evangelische* Aufgaben in Südwestafrika. 72 Bilder.
2. Brasilien. Wie aus den blauen Bergen der Einwanderer-Romantik die Berge werden, von denen uns Hilfe kommt. 50 Bilder.
3. Griechenland. Deutsches und *evangelisches* Leben in Griechenland. 65 Bilder.
4. Rußland. Die *evangelische* Kirche Rußlands in Not. 46 Bilder.
5. Galizien. Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein (Galizien und Stanislaus als Arbeitsgebiet des Gustav Adolf-Vereins). 50 Bilder.
6. Lettland. Die alte deutsche *evangelische* Kultur in Lettland behauptet sich trotz Verfolgung und Enteignung. 51 Bilder.
7. Estland. Ein *evangelischer* deutscher Stamm reißt sich auf als äußerster Vorposten deutscher Kultur im Osten. 53 Bilder.
8. Salzburg. Dennoch *evangelisch*. Salzburg einst und jetzt. 50 Bilder.
9. Kleinpolen. Die Not der deutschen Kolonisten im überfluteten Galizien. 37 Bilder (kein Filmband). 3 RM.
10. Kärnten. Glaube und Heimat in Kärnten. 65 Bilder.
11. Sudetenland (Nordböhmen). 60 Bilder.
12. Westböhmen. Wie das Evangelium wiederkam. 46 Bilder.
13. Kirche und Volkstum (Siebenbürgen). 68 Bilder.
14. Wolhynien. Deutsche *evangelische* Brüder in Polnisch-Wolhynien. 53 Bilder.
15. Ostpreußen. Die bedrohte Ostmark Ostpreußen-Ermland. 52 Bilder, sowie eine Anzahl Bilder von der Königsberger Hauptversammlung 1934.
16. Litauen und Memelland. 57 Bilder.
17. Mittelpolen. Deutsch und *evangelisch* in Kongreßpolen. 60 Bilder.
18. Oberschlesische Diaspora. Zerstücktes Land. Gemeinden unterm Kreuz. 78 Bilder.
19. Schlesien als Gustav Adolf-Land. 62 Bilder.
21. Weltweite Arbeit des Gustav Adolf-Vereins. Eine Gustav Adolf-Tagung. 75 Bilder.
22. Hundert Jahre Gustav Adolf-Verein. 48 Bilder (nicht farbig).
24. Argentinien. Von Land und Leuten, Deutschtum und *evangelischer* Arbeit in Argentinien. 83 Bilder.
25. Jugoslawien. *Evangelisches* Leben in Jugoslawien. 61 Bilder.
27. Mexiko. Deutsch-*evangelisch* in Mexiko. 61 Bilder.
28. Die schöne Zipser Welt. 50 Bilder.
29. Gustav Adolf, Christ und Held. 40 Bilder. (Als Filmband 91 [4 RM] zu beziehen von der Lichtbildanstalt Seemann, Leipzig, Hospitalstr. 11.)
30. Die Jahrhundertfeier des Gustav Adolf-Vereins. 50 Bilder. Nur Filmband (3 RM)

Ferner:

Werden und Wirken des Gustav Adolf-Vereins. Filmband 90 (4 RM), 40 Bilder, zu beziehen von der Lichtbildanstalt Seemann, Leipzig, Hospitalstr. 11.
Gustav Adolf am Rhein. Filmband zu beziehen von Pfarrer Edward Worms.

1936 r.

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
GDAŃSK

C II 12691

Centralkanzlei des

Dosscheffkonto Leipzig Nr. 3830 Leipzig

Verzeichnis von Literatur

die, solange der Vorrat reicht, aus unseren Beständen zu den vermerkten (zum Teil antiquarischen) Preisen zuzüglich Porto abgegeben wird:

	<i>RM</i>
Baum, Die evangelische Diaspora im südbährischen Kirchenkreis. 1935, 212 S., reich illustriert	1.80
Michaëlis, Otto, Grenzlandkirche. Eine evangelische Kirchengeschichte Elsaß-Lothringens 1870 - 1918. Illustriert. 1934, 192 S.	4.-
Schubert, Ernst, Jahrbuch 1935, Auslandsdeutschtum und evang. Kirche. 276 S.	4.-
Beher, Herm. Wolfg., Die Geschichte des Gustav Adolf-Vereins. 1932, 455 S. auch im Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen	5.-
Schubert, Ernst, Geschichte der ev. deutschen Gemeinde Rom. Reich ill. 1930, 317 S.	5.-
Geißler, Bruno, Diaspora und Gustav Adolf-Verein. Rendtorff-Festschrift. 1930, 455 S.	3.-
Reiche, Otto, Einhundert Jahre Arbeit an der Diaspora. Nachweisungen aus den Veröffentlichungen des Gustav Adolf-Vereins. 1932, 275 S.	3.-
Duke, Paul, Das Buch vom Gustav Adolf-Verein. 1932, 204 S.	1.85
Schüller, Richard, Der evangelische sächsische Pfarrer in seiner geschichtlichen Bedeutung. 1930, 360 S.	4.-
Grüner, Viktor, Die geistigen Motive der kirchlichen Gemeinschaftsbildung. 1929, 317 S.	4.-
Herzog, Heinrich, Die Verfassung der Deutschen Evangelischen Christlichen Kirche A. B. im Königreich Jugoslawien. 1933, 162 S.	5.-
Jekeli, Hermann, Unsere Bischöfe. 1553 - 1867. Charakterbilder aus sächsischer Vergangenheit. Illustriert. 1933, 334 S.	2.50
Hennis, Martin, Die ev.-luth. Kirche Poln.-Wollhyniens. Illustriert. 1933, 118 S.	2.-
Koch, Moritz, Reden und Ansprachen auf den Hauptversammlungen. 1932, 79 S.	.50
Brennende Wunden. Tatsachenbericht über die Notlage der evangelischen Deutschen in Polen. 1931, 94 S.	.30
Bauer, Karl, Das Bild Gustav Adolfs im Wandel der Zeiten. 1932, 86 S.	.80
Epanath, Johannes, Deutsches Kirchenleben in Südafrika. 1933, 47 S.	.80
Beher, Herm. Wolfg., Die Marinenburg als Zeuge für Deutschtum und Christentum, Preussentum und Protestantismus. 1934, 7 S.	.30
Rendtorff, Franz, Die Botschaft der deutschen Reformation. 1930, 16 S.	.10
Die Vertreibung der Salzburger Protestanten 1731/32. 1932, 31 S. Illustriert.	.10
Hilbert, Gerhard, Die Bedeutung der kirchlichen Zucht und der kirchlichen Sitte für Aufbau und Bestand der Gemeinde. 1930, 16 S.	.10
Mitter, Gerhard, Die Reformation und das politische Schicksal Deutschlands. 1928, 23 S.	.10

Alle Sonderdrucke:

Die Kirche und das Auslandsdeutschtum. (Aus Staat und Volkstum.) 1. Geißler, Bruno, Die evangelische Kirche bei den Auslandsdeutschen. 60 S. - 2. Schade, D., Das katholische Auslandsdeutschtum in den Staaten Europas. 41 S.	1.-
Kloß, Heinz, Zur Entwicklung des Protestantismus im Übersee-Deutschtum. 40 S., 1930, ferner sind weitere Aufsätze angeschlossen.	.50
Schmidt, Richard, Gustav Adolf. Die Bedeutung seiner Erscheinung für die europäische Politik und für den deutschen Volksgeist. 1933, 20 S.	.10
Geißler, Bruno, Religion und Muttersprache. 15 S.	.10
Der selbe, Von der Sprachigkeit der christlichen Kirchen Europas. 1932, 80 S.	.10
May, Gerhard, Die deutsche evangelische Kirche in Jugoslawien. 1932, 24 S.	.10
Voelck, Otto, Die geschichtliche Entwicklung des deutschen Auslandschulwesens. 11 S.	.10
Von der Ungarländischen Ev. Kirche A. B. von Rabvanszky und Rutzky. 1932, 27 S.	.10
Schian, Martin, Die Bedeutung der Reformation für die evangelische Gemeinde mit besonderer Beziehung auf die evangelische Diaspora. 1928.	.10
Gerber, Eröffnungsrede zur 78. Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins in Königsberg am 2. Oktober 1934.	.10
Brüder in Not. Dokumente des Massentodes und der Verfolgung deutscher Glaubens- und Volksgenossen im Reich des Bolschewismus. 1933.	.10
Jekeli, Hermann, Das Hilfswort für arme Gemeinden der evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien 1931.	.10

Die Restbestände der Zeitschrift „Deutsch Evangelisch im Auslande“, des Vorgängers unserer Zeitschrift „Die evangelische Diaspora“, werden zum Preise von nur 20 RM für die erschienenen Bände 1 - 14 (1902 - 1916) abgegeben.